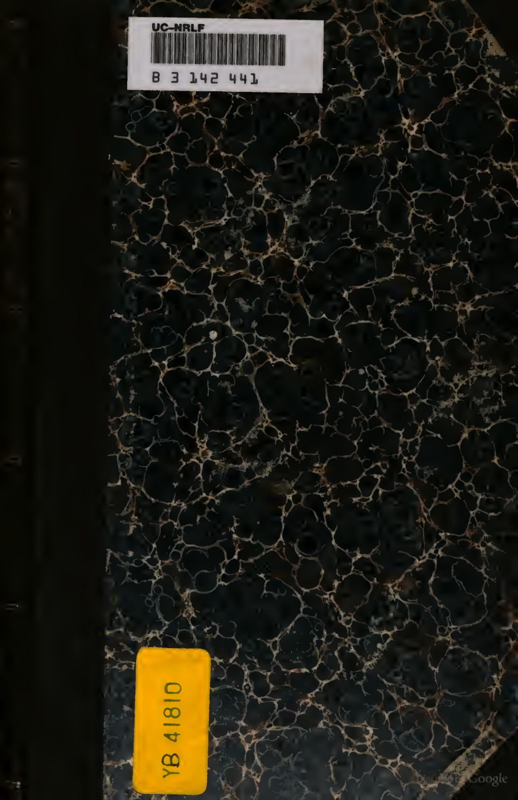

UC-NRLF
B 3 142 441
YB 41810



Horaz, Homer und Schiller im Gymnasium.

Horaz, Homer und Schiller

im Gymnasium

Drei Gymnasialreden

Dr **Hermann Bender**
Rektor des Gymnasiums in Ulm

Tübingen 1893
Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung

Druck von H. Laupp jr. in Tübingen.

Vorwort.

Die drei Reden, welche ich hier weiteren Kreisen vorlege, sind in den Jahren 1888, 1890 und 1892 zum Abschluß des Schuljahrs vor einem gemischten Publikum gehalten worden; eine Veränderung habe ich daran nicht vorgenommen.

Ulm im Dezember 1892.

H. Bender.

Horaz im Gymnasium.



Wenn ich heute das Thema „Horaz im Gymnasium" gewählt habe, wenn ich also die Gestalt eines antiken Dichters Ihnen vor Augen führen will, so möchte ich doch schon durch die Fassung des Themas andeuten, daß ich nicht hinauszugehen gedenke über die Sphäre einer Gymnasial-Rede, einer Rede, welche auf die Aufgabe und Zwecke des Gymnasiums sich beziehen soll. Es ist also nicht meine Absicht eine wissenschaftliche Abhandlung über Horaz und seine Dichtungen vorzutragen, doch auch nicht ein direktes pädagogisches Rezept zu geben für die Art und Weise, wie Horaz in der Schule behandelt werden soll; wohl aber wird eine Betrachtung der Bedeutung, welche Horaz gerade für eine humanistische Anstalt hat, und der Ausbeute, welche in mannigfacher Beziehung aus ihm gewonnen werden kann, davon Zeugnis ablegen, daß das Gymnasium noch etwas anderes und mehr ist, als man ihm so vielfach nachsagt,

nämlich als eine grammatisch-formalistische Anstalt. Es mag aber eine solche Betrachtung heutzutage nicht unzeitgemäß sein. Man macht ja dem Gymnasium neben manchem andern den Vorwurf, daß es zu sehr auf Beibringung eines formalistischen Wissens ausgehe, daß es den Schüler überlade mit wertlosen Subtilitäten, daß es ihn hineinführe in eine Welt von Formeln, über welchen das Wesen der Dinge nicht zu seinem Recht komme. Es ist nicht zu leugnen, daß man hierin bisweilen zu weit geht und es ist eine vollständig berechtigte Bemühung, wenn man in diesem Punkt Beschränkung und Vereinfachung sucht, es ist aber ebenso wahr, daß diejenige Behandlung der antiken Schriftsteller, welche wir als die allein richtige ansehen müssen, nämlich diejenige, welche den realen Gehalt der antiken Welt, wie sie in den Klassikern uns entgegentritt, vor allem betont wissen will, auf einem soliden sprachlichen Fundament ruhen muß, welches nicht anders gelegt werden kann als dadurch, daß bis zu einer gewissen Stufe die formale Seite des Sprachunterrichts vorwiegt. Daß aber auf diesem Fundament noch etwas anderes, wenn man will besseres und höheres sich auferbaut, das möchte ich an einem Beispiel zeigen: wir haben ein innerhalb des Wesens und Bereichs des Gymnasiums selber liegendes immanentes Mittel, um gegen eine etwa zu weit gehende Gravitierung nach der formalen Seite ein ausgleichendes Gegengewicht in die Wagschale zu legen. Denn die sonstigen Heilmittel, welche man da und dort vorschlägt und deren Zahl Legion ist wie die

der Dämonen im Evangelium, sind teils zu radikal, um wenigstens vorerst zur Durchführung gelangen zu können, teils zu äußerlich mechanisch, um eine wesentliche, innerliche Besserung zu schaffen; abgesehen davon, daß eine unendliche Verschiedenheit in den Ansichten der Aerzte vorhanden ist. Wenn man die Verdikte hört, welche von so vielen Seiten, berufenen und unberufenen, über den Gymnasial-Unterricht gefällt werden, so möchte man bisweilen von einem Grauen erfaßt werden teils über die Krankheit, teils über die Medikamente. Die einen möchten ohne weiteres gegen das Gymnasium auf Hinrichtung erkannt wissen, welche in kürzester unerstrecklicher Frist vollzogen werden soll; andere meinen, man solle ihm mittelst mehrfachen Zwickens mit glühenden Zangen eines oder mehrere Glieder vom Leib reißen und dafür andere ansetzen; noch andere wollen, daß man es an einen fremden Körper anschmiede und dann wieder laufen lasse; wieder andere sprechen sich für Zwei- Drei- oder Vierteilung auf Grund vorhergegangener peinlicher Befragung aus. Ich will nun von diesen herzlosen Urteilssprüchen und ihrer Berechtigung oder Nichtberechtigung heute nicht weiter reden, nicht davon sprechen, daß die psychologischen, die intellektuellen und moralischen Voraussetzungen eines gedeihlichen Unterrichts, zudem die häuslichen Gewöhnungen, welche an dem Schüler haften, gar wenig ins Auge gefaßt werden, daß jede Unterrichtsweise ohne Ausnahme ihre Einseitigkeiten und Schattenseiten hat und haben muß, daß schon in dem Ausein-

audergehen der Ansichten über die Art und Weise der sog. Reform ein schwer zu überwindendes Hindernis für eben diese Reform liegt: ich möchte vielmehr an einem konkreten Beispiel zeigen, daß das Gymnasium doch noch anderes und besseres zu geben vermag, als was man ihm so häufig zutraut.

Ich habe schon bei einer früheren Gelegenheit zu zeigen versucht*), daß der höchste Zweck des Gymnasiums die Begründung einer historischen Bildung sein müsse und daß darauf die Berechtigung des Unterrichts in den klassischen Sprachen zu gründen sei, wobei denn freilich eine gewisse ästhetische Bildung nicht fehlen darf und nicht fehleu wird. Die Richtigkeit dieses Satzes wird auch wohl nicht bestritten, aber man fragt nun wieder: welches ist denn der geschichtliche Stoff, der hiezu am besten sich eignet? Und da wird nun von Vielen mit großem Pathos die sog. Kulturgeschichte in den Vordergrund gestellt; es liege, sagt man, ein großer Mangel des Geschichtsunterrichts darin, daß man den Schülern immer nur von Krieg und Kriegsgeschrei sage, daß man unendlich viele einzelne Thaten und damit auch Zahlen einzuprägen suche, man müsse vor allem die Kulturzustände, das innere Leben der Völker in den verschiedenen Perioden vor Augen führen. Daß nun der eigentliche Geschichtsunterricht hiezu nicht geeignet ist, könnte leicht gezeigt werden; dagegen kann ein freilich nicht universales, sondern nur in einen kleinen Rahmen eingeschlossenes, eben-

*) s. meine „Gymnasialreden“ S. 23.

deshalb aber um so klareres und wirkungsvolleres Bild aus der Kulturgeschichte durch die Lektüre der antiken Schriftsteller gewonnen werden und hiezu nun eignet sich keiner besser als der römische Dichter Horaz. Gerade das innere Leben einer überaus wichtigen Periode in der Entwicklung nicht nur des römischen Volks, sondern der Menschheit tritt uns bei diesem Dichter wie nirgends anders, auch bei keinem Griechen, entgegen und darin liegt der unvergängliche und in der That auch nie von einem Verständigen bestrittene Wert des Dichters, darin auch seine Dignität für den Unterricht; ja man kann sagen: einerseits, die Lektüre des Horaz sei wie weniges andere die Krone des Gymnasial-Unterrichts, ihre Behandlung sei ein Maßstab für die Richtigkeit und Gesundheit der ganzen Unterrichtsmethode, andererseits, kein Dichter gebe dem Schüler so viel mit auf seinen Weg durchs Leben und würde ihm noch mehr mitgeben, wenn nicht im Organismus unseres Schulwesens liegende Hindernisse einer noch intensiveren Behandlung im Wege stünden. Horaz hat ja auch auf die Litteratur aller gebildeten Völker, in deren Sprachen er unendlich oft übersetzt worden ist und übersetzt wird, und so ganz besonders auch auf die deutsche Poesie einen weitgehenden Einfluß gehabt. Wenn ein spanischer Schriftsteller der Gegenwart die Schriften des Horaz „eine heilige Bundeslade des Geschmacks und der Schönheit" nennt, so hat schon Lessing fast dasselbe gesagt, und Herder hat seinen Zeitgenossen zugerufen: „Dichtet in Eurer Zeit wie Horaz in der sei-

nigen und Ihr werdet klassische Dichter sein.“ Man mag jetzt lächeln über die hölzerne Art, wie Gottsched und seine Freunde vor 150 Jahren die Horazische Dichtung behandelt und nachgeahmt haben, man mag eine unwahre Aeußerlichkeit, eine gezwungene Imitation in den Produkten der sog. deutschen Horaze, eines Hagedorn, Uz, Ramler u. s. w. finden, man mag es fast als eine Parodie ansehen, wenn Hölty in seinen Oden an die Stelle des Weines, der Salben und der allzu kurz blühenden Rosen, wie sie der echte Horaz zu seinem Symposion verlangt, Knaster und Pfeife und Fidibus bringen läßt „zum Tranke, den die Levante zeugt“: so viel aber ist sicher, daß Horaz durch Form und Inhalt seiner Gedichte seit dem Erstehen der neueren deutschen Litteratur einen Einfluß ausgeübt hat, der ein wesentliches Moment in der Entwicklung unserer Dichtung bildet. Und das machte, daß Horaz nicht bloß ein römischer Dichter ist, sondern daß er, freilich innerhalb gewisser Grenzen, ein Träger und Prophet einer schönen menschlichen Bildung und einer für jedermann und zu allen Zeiten annehmbaren Lebensweisheit ist. Aus keinem antiken Dichter und verhältnismäßig kaum aus einem modernen stammen daher auch so viele geflügelte Worte, so viele zugleich prägnante und poetisch formulierte Sentenzen und jedenfalls ist kein antiker Dichter so populär geworden wie Horaz; und wenn nach einem Spruch Göthes der eigentliche Gewinn für unsere höhere Natur, den wir aus einem Dichter schöpfen können, in dem Idealen liegt, das aus dem Herzen

des Dichters hervorging, so kann auch nach dieser Seite hin Horaz die Probe bestehen.

Doch es ist Zeit, daß ich an den Gegenstand selbst gehe, wobei ich nur bemerken möchte, daß es sich hier nicht um erschöpfende Vollständigkeit, sondern nur um Hervorhebung einiger besonders wichtigen und charakteristischen Momente handelt.

Der Lebensgang des Horaz war in kurzem folgender: Horaz war geboren in der apulischen Landstadt Venusia im Jahr 65 v. Chr. Geburt; obwohl der Sohn eines Freigelassenen erhielt er doch durch die Fürsorge seines Vaters — vom Einfluß einer Mutter hört man bei den Alten selten etwas näheres — eine sorgfältige Unterweisung in Rom. Während er sodann in Athen Studierens halber sich aufhielt, wurde er mit M. Brutus, dem Cäsarmörder, bekannt und ließ sich von diesem durch Uebertragung der Stelle eines Kriegstribuns d. h. Regimentskommandeurs bestimmen, demselben in die Schlacht bei Philippi zu folgen, es war die jugendliche Sturm- und Drang-Periode des Dichters; wie aber mancher, der voll Begeisterung im Jahr 1848 den badischen Freischaaren nachgezogen ist, wenig Ruhm, aber viel Abkühlung heimgebracht hat, so ging es auch dem Horaz: er ließ sein Schildlein, wie es scheint ohne allzuviele Gewissensbisse, bei Philippi liegen und verschaffte sich, als er nach Rom hatte zurückkehren können, eine bescheidene Stelle als subalterner Kanzleibeamter im Finanzdepartement. Nach einiger Zeit wurde er, da er allmäh-

lich als Dichter einen gewissen Ruf erlangte und gute Empfehlungen hatte, mit Mäcenas, dem Freund des Augustus, und durch diesen mit Augustus selber bekannt und von diesen in ihren Kreis aufgenommen. Von da an lebte er, von seinem Gönner Mäcenas mit einem für seine Bedürfnisse ausreichenden Landgut im sabinischen Gebirg beschenkt, in behaglichen Verhältnissen, in freiem Umgang mit den vornehmsten und edelsten Männern jener Zeit, bis zu seinem im Jahr 8 v. Chr. erfolgten Tod.

Mit Politik hat sich Horaz, seit er als republikanischer Freiheitskämpfer das Vaterland nicht hatte retten können, aus eigenem Antrieb nicht mehr beschäftigt; und doch finden wir bei ihm nicht weniges, was eine sehr wertvolle Ergänzung der politischen Geschichte insofern bietet, als uns hier die Wünsche und Stimmungen, die Richtungen und Strömungen namentlich der vornehmeren Gesellschaft, wie sie beim Beginn der Monarchie durch einander wogten, vor Augen treten in einer Weise, für welche nur die Briefe Ciceros eine Analogie bieten. Wenn nun in den politischen Oden des Horaz die Verherrlichung des Augustus den breitesten Raum einnimmt und wenn man hieran als an einer Schmeichelei Anstoß nehmen möchte, so erfahren wir doch zugleich, warum denn eigentlich nicht bloß von Horaz, sondern von der Nation überhaupt die monarchische Aera mit so allgemeiner und aufrichtiger Befriedigung aufgenommen wurde und wie es kam, daß dem Dichter die politischen Zustände, an welche er nach Philippi nur mit

Sorge dachte, doch wieder ein Gegenstand sympathischer Interessen sein konnten: das gründlich schadhafte, auf den Wogen ratlos schwankende Schiff hat doch noch Hoffnung in den Hafen einzulaufen, wenn ein tüchtiger Lenker erscheint, und dieser ist kein anderer als Augustus. An dessen Person also hängt der Bestand des Staats und der ganzen gesellschaftlichen Ordnung, zumal nach der Besiegung des Antonius. Man registriert im summarischen Geschichts-Unterricht die trockenen Notizen: Octavian siegt bei Actium, geht dann nach Aegypten und kehrt nach dem Untergang des Antonius und der Kleopatra, welche sich beide den Tod geben, als Alleinherrscher nach Rom zurück; man erzählt auch wohl die Einzelheiten, unter welchen diese Ereignisse verliefen, und von der Schlange der Kleopatra weiß ja jeder zu erzählen. Aber welche patriotischen Beklemmungen vor dieser Katastrophe die Gemüter in der Hauptstadt erfüllten und wie man sich von einem Alp befreit fühlte, als die Siegesnachricht nach Rom kam, davon ist in den politischen Akten nichts zu finden, das zeigen uns nur die Verse des Horaz:

Nun laßt uns trinken, nun mit beschwingtem Fuß
Den Reigen stampfen! Endlich erschien der Tag,
Den Herd der Götter, Freunde, festlich
Mit Saliarischem Mahl zu schmücken.
Versünd'gung wars bis heute, zum alternden
Festwein zu greifen, als noch die Königin
Dem Kapitol vermess'nen Umsturz
Sann und Verderben der Römerherrschaft.

Solche Stellen erklären uns erst recht, warum man den

Augustus als den Retter feierte. Und in den sog. Römeroden sind nicht sowohl die Kriegsthaten des Augustus, deren Besingung Horaz vielmehr einem höher begabten Sänger überlassen will, sondern die in dem neuen Reich vorhandenen, vielfach noch so sehr problematischen inneren Zustände, die sittlich-religiösen Verhältnisse, die darauf sich beziehenden Wünsche und Hoffnungen, aber auch die aus einer ernsten Betrachtung sich ergebenden pessimistischen Stimmungen Gegenstand des Gedichts: eine neue Aera ist gekommen, eine Epoche der Entwicklung ist abgelaufen, man muß gleichsam ein neues Leben beginnen: das ist der Grundton dieser Oden. Und jetzt erst, sagt Horaz, kann man des Lebens wieder froh werden, seit die äußeren Feinde unschädlich gemacht sind und seit im Innern Ruhe, Friede und Ordnung durch einen weisen und gütigen Herrscher aufrecht erhalten wird. Es mochte damals jeden, der lediglich von patriotischen und nationalen Gefühlen sich leiten ließ und nicht einen nörgelnden Oppositionsgeist aus der Zeit der Republik in das neue Reich herübergerettet hatte, eine ähnliche Stimmung erfüllen, wie wir sie heutzutage in dem neu aufgerichteten Deutschen Reich vorfinden, und eine charakteristische Analogie ist die, daß es auch an Männern der Opposition nicht fehlte, an solche richtet daher Horaz eindringliche Mahnungen, den Ehrgeiz zu zügeln und im Denken und Handeln einer klugen Mäßigung sich zu befleißigen. Ueberhaupt, eine sittliche Wiederbelebung der Nation ist es, was Horaz verlangt, und der höchste Ruhm

des Augustus scheint ihm darauf zu beruhen, daß er den sittlichen Mächten des Friedens wieder zur Herrschaft verhilft, dafür sind ihm die Musen hold:

Friedseligen Rat erteilet Ihr Holden ihm, Und freut Euch Eures Rats;

Denn:

Kraft ohne Rat stürzt unter der eig'nen Macht,
Kraft, wenn sie Maß hält, führen die Götter selbst
Zum Ziele, doch verhaßt ist ihnen
Uebergewaltiger Stärke Frevel.

Für den Dichter ist aber auch dieses wieder erstandene, sittlich gekräftigte, von Augustus erneuerte Reich, dieses freilich zuerst nur in der Phantasie geschaute Rom das höchste, was es auf Erden giebt. — So geben uns diese politischen Oden des Horaz einen Einblick in die inneren Bewegungen der damaligen römischen Welt; wir finden neben dem Allgemeinen, auf das Ganze Bezüglichen eine Menge kleiner, aber charakteristischer Züge: wenn z. B. der Dichter einmal einen Krug leeren will auf die glückliche Heimkehr des Augustus und dabei den Vorbehalt macht: falls nämlich ein solcher Krug dem Späherblick des Spartacus im Sklavenkrieg entgangen ist, so läßt das tief blicken und wir werden durch diese kurze Bemerkung belehrt über die frappante Aehnlichkeit der antiken und modernen Weise der Kriegführung.

Horaz führt uns aber nicht bloß in die politischen Strömungen seiner Zeit hinein, sondern in das römische Leben überhaupt: wir sehen in plastischen Bildern, wie er selbst, ein Mann von mäßigen Begierden und von mäßigem Besitz,

gelebt hat, wir sehen aber auch, wie die damalige vornehme und üppige Gesellschaft das Leben zu genießen wußte. Es ist ein in deutlichen Zügen ausgeführtes, recht behagliches Bild, das er von seinem Leben und Treiben in Rom und auf dem Land entwirft, insbesondere ist der Aufenthalt auf seinem Gütchen zwar mit einfachen und gedämpften, aber wohlgefälligen und anmutenden Farben gemalt. Horaz konnte von Mäcen rühmen, was Goethe von Karl August:

> Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
> Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
> Niemand brauch' ich zu danken als ihm, und manches bedurft' ich,
> Der ich mich auf den Erwerb schlecht als ein Dichter verstand.

Und hier haben wir nun eben ein lebendiges Stück Kulturgeschichte und es beantwortet sich die neugierige Frage: Wie brachte ein sich selbst lebender, hochgebildeter, in den höchsten Kreisen gern gesehener, aber durchaus unabhängiger Römer wie Horaz seinen Tag in der Hauptstadt zu? Horaz beschreibt uns sein Tagwerk folgendermaßen:

> Wohin mir beliebet,
> Schlendr' ich einsam umher, ich frage, was Korn und Gemüse
> Kosten, treib' mich am Abend herum bei den Schwindlern am Zirkus
> Oder am Markt, bleib' steh'n bei den Gauklern, gehe nach Haus dann,
> Wo mein wartet ein Mahl von Lauch, Pfannkuchen und Erbsen:
> Bloß drei Diener versehen den Tisch, die marmorne Platte
> Trägt zwei Becher, ein Schöpfglas, daneben ein billiger Spülnapf. —
> Und dann geh ich zu Bette, beruhigt, daß ich am Morgen
> Nicht muß frühe heraus, zum Gericht und zur Börse zu laufen,
> Bleibe so liegen bis neun, geh dann spazieren und lese,
> Schreibe wohl auch, was mir grad einfällt, und salbe mit Oel mich.
> Aber sobald nun die stechende Sonne den Müden zum Baden
> Hintreibt, laß ich das Spiel und fliehe die Schwüle des Marsfelds.
> Drauf ein mäßiges Mahl, um nicht mit knurrendem Magen

Auszuhalten den Tag, dann pfleg ich zu Haus die Siesta.
Also leb' ich vergnügt, befreit von lästigem Ehrgeiz.

Oder wir finden den Dichter wohl auch, wie es seine Liebhaberei ist, auf der heiligen Straße, dem Corso des damaligen Rom, behaglich und zwecklos herumspazieren, und ein andermal schauen wir hinein in seine Häuslichkeit, die so anspruchslos ist und die doch ein so vornehmer Herr wie Mäcenas bisweilen zu besuchen nicht verschmäht; oder er ladet sonst einen Freund zu sich oder auch sich zu einem Freund ein: wie behaglich ist es in der kühlen Jahreszeit beim warmen Herdfeuer und einem Krug alten Weines die schneebedeckten Gipfel des zackigen Sorakte herüberwinken zu sehen! Namentlich aber folgen wir dem Dichter auf sein liebes Sabinum, wo er frei von den Fesseln des Stadtlebens ganz sich selber gehört, wo er sich als König fühlt. Für einen reichen Römer jener Zeit wäre dieses Gütchen freilich kein königlicher Besitz gewesen. Es lag etwa 45 Kilometer von Rom entfernt, mitten im Sabinergebirg abseits von der Straße. Horaz spricht von dem bescheidenen Umfang des Ackerlandes, den paar Morgen Wald, dem Garten mit dem klaren und gesunden, nie versiegenden Quellwasser, dem Haus, das zwischen den Bergen lag und, wohl mit der Front gegen Süd gekehrt, Morgen- und Abendsonne hatte; er rühmt das gesunde Klima, zumal in der heißen Jahreszeit, wo in Rom die Malaria herrschte, und den herrlichen Schatten seines Eichenwäldchens. So ganz unbedeutend muß der Besitz doch nicht gewesen sein:

er gestattete acht Sklaven zu halten und fünf Zinsbauern trieben darauf ihre Wirtschaft. Die Produkte waren einfach: Horaz nennt Pflaumen und wilde Kirschen; auch wuchs wohl ein einfacher Landwein, der freilich mit den feinen Sorten in den Kellern des Mäcenas nicht konkurrieren konnte. Aber selbst der blasierte Mäcen kommt unter das bescheidene Dach des Dichters:

Schon längst, — so lautet des Horaz Einladung —
Mäcen, tyrrhenischer Könige
Urenkel, wartet Deiner ein Krug bei mir,
Ein unberührter, linden Weines,
Blühende Rosen dazu und Balsam;
Entflieh einmal dem drückenden Ueberfluß,
Dem wolkenhoch aufstrebenden Turmpalast;
Aufatmend laß der stolzen Hauptstadt
Schimmer und Rauch und Gelärm im Rücken!
Hat durch der Neuheit Würze dem Reichen doch
Ein saub'res Nachtmahl unter bescheid'nem Dach,
Auch ohne Baldachin und Purpur,
Oft die gerunzelte Stirn geglättet.

Es läge nahe, als Gegenbild zu diesem einfachen Dichterheim das Leben eines vornehmen Herrn vorzuführen und Horaz böte uns dazu Stoff genug, aber es würde uns dies zu weit führen.

Soviel also können wir sagen: gerade in das innere Leben der Römer lassen uns die Gedichte des Horaz so recht hineinschauen, und es bildet so die Lektüre dieses Dichters eine unschätzbare Quelle für die Kenntnis der Kulturverhältnisse und damit eine wichtige Ergänzung des geschichtlichen Unterrichts. Man könnte noch vieles hervor-

heben: ich will nur noch von einigen wenigen Seiten der antiken Welt- und Lebensanschauung sprechen.

Wenn wir den Horaz hinausbegleiten auf sein Sabinum, so bekommen wir in konkreten Bildern mit anmutigen Farben auch eine Vorstellung von der Stellung der Alten zur Natur und insbesondere von der Art und Weise, wie die Dichter die Natur auf sich wirken ließen, auffaßten und besangen. Da zeigen uns die Gedichte des Horaz deutlich, daß es eine unrichtige Behauptung ist, wenn man sagt, die Alten und gerade auch die praktisch-ernsten Römer haben keinen Sinn für die Natur gehabt. Es ist gewiß nicht bloß ein individueller Zug bei Horaz, nicht eine ihm eigentümliche Sympathie für die Natur, die wir so häufig von ihm ausgesprochen finden. Was ihn an der Natur anzog und fesselte, haben gewiß unzählige Andere in gleicher Weise empfunden. Freilich war die Sehnsucht nach dem Leben auf dem Lande, die Notwendigkeit, die Hauptstadt zu verlassen, schon durch die klimatischen Verhältnisse Roms gegeben, welche den Aufenthalt während der heißen Monate ungesund und gefährlich machten; freilich mußte das geschäftliche Treiben, mußten die konventionellen Pflichten manchen aufs Land treiben:

Ländliche Flur, wann werd ich dich schaun, wann wird mir vergönnt sein,
Jetzt aus Schriften der Alten und jetzt hinträumend in Muße
Süßes Vergessen der Qual und Sorge des Lebens zu schlürfen!

Und so werden aus den paar Tagen, für welche sich Horaz von Mäcen getrennt hat, wohl Wochen und Monate. Aber das hindert nicht, daß der Römer auch für die Natur

selbst, für ihre äußeren Reize wie für ihre Wirkungen auf das Gemüt empfänglich war, nur war diese Empfänglichkeit anderer Art, als unser modernes Naturgefühl. Dieses charakterisiert sich hauptsächlich durch folgende Momente: der moderne Mensch, vollends wenn er sentimental angelegt ist, — und dies ist er in der Regel mehr oder weniger, — ist geneigt, in der leblosen Natur ein gewisses Gefühl, eine Seele, oder, noch gewählter gesprochen, eine Psyche zu finden: er vernimmt, was sich der Wald erzählt; er versteht, was die murmelnden Quellen ihm oder auch einander zuflüstern; er leiht den Rosen und Veilchen eine Sprache, um ihre zarten Blumengefühle zum Ausdruck zu bringen; den höchsten Genuß aber verschafft ihm nicht sowohl die einfache Anmut einer Landschaft, als das wild Romantische: hohe Gebirge, schwindelnde Abgründe, halsbrechende Bergsteige, lebensgefährliche Gletscherpartien. Dazu verlangt man noch eigentümliche Lichtreflexe, Tinten, wie mans nennt; die Beleuchtung spielt eine Hauptrolle bei der modernen Naturbetrachtung und Landschaftsmalerei. Diese Züge finden wir nun bei den Alten entweder gar nicht oder nur vereinzelt und schwach hervorgehoben. Schon A. v. Humboldt bemerkt, daß die Griechen und Römer fast allein das gemütlich Bewohnbare in einer Landschaft anziehend gefunden haben. Wenn Horaz auf seinem Sabinum ist, so denkt er nicht daran, die gute Jahreszeit zu benutzen, um noch weiter ins Gebirg hineinzugehen oder gar den oder jenen hohen Berg zu besteigen: das thut auch

der heutige Italiener nicht leicht, der den Fremden mitleidig ansieht, wenn er zu Fuß auch nur die Campagna durchstreift. Horaz bleibt ruhig sitzen, und in der kühleren Jahreszeit geht er hinab ans Meer; sein Ideal ist ein Aufenthalt in der Nähe von Tarent:

> Freundlich lacht vor allen mir dieses Fleckchen
> Erde zu, wo selbst der Hymettuswabe
> Nicht der Honig weicht und das Oel Venafrums
> Beere verdunkelt;
> Wo den Frühling länger und lau den Winter
> Zeus bescheert und göttergesegnet Aulons
> Reiche Weinflur keiner Falernertraube
> Feuer beneidet.

Den Sorakte sieht Horaz von Rom aus in der Ferne winken: aber er verspürt kein Verlangen auf seinen zackigen Gipfeln herumzuklettern, kurz an einem Alpenklub, selbst wenn auch nur die Idee eines solchen vorhanden gewesen wäre, hätte Horaz sowenig als ein anderer Römer sich beteiligt. Was die Römer in der Natur anzog, lernen wir eben aus Horaz kennen: vor allem, wie natürlich in einem südlichen Klima, Wald, Schatten, Quelle und Bach: wiederholt hebt Horaz hervor, daß er auf seinem Gütchen ein paar Morgen Wald habe, daß klares und gesundes Quellwasser da sei, daß der dortige Eichenbestand ihn in die waldgrüne Umgebung von Tarent versetze. Sodann aber ist es die Liebe zum Meer und seinen Ufern, was die Römer bestimmt, ihre Villen womöglich dorthin zu verlegen, und wenn dem Horaz seine Mittel nicht gestatteten, ein Landhaus in Baiä zu besitzen, so nimmt er doch immer

gern seinen Aufenthalt am Seegestade. Am wenigsten finden wir eine Beschreibung der malerischen Beleuchtung, der hellen oder dunklen Tinten, wie sie in einem modernen Naturgemälde kaum zu entbehren sind, und doch bietet gerade der Himmel Italiens mit seinem wundervollen Farbenspiel eine Fülle von solchen Gemälden dar. Was aber jene sentimentale Auffassung der Natur betrifft, wornach dieser ein Gefühl beigelegt wird und Freude und Schmerz und eine Sprache, um zu sagen, was sie leide, so wissen von solchen merkwürdigen Dingen die Alten nichts. Ein Gedicht wie jenes berühmte von Heine: vom Fichtenbaum, der im Norden einsam steht auf kahler Höh' und von einer Palme träumt, die im Süden auf heißer Felswand trauert, oder ein Vers wie der von Lenau:

„Wie der Wind so traurig fuhr
Durch den Strauch als ob er weine,
Sterbeseufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine",

wäre auch einem Dichter von tieferem Gefühl und lebhafterer Phantasie als Horaz nicht möglich gewesen; wenn des Sommers letzte Rose dahin ist, so erinnert diese Thatsache eben nur an die Notwendigkeit, jetzt Myrtenzweige zum Kranz zu nehmen, und ein wirklich antiker Ganymedes hätte nie ausgerufen, was Goethe seinen Ganymedes sagen läßt: „Ach an deinem Busen, Natur Lieg' ich und schmacht' ich Und deine Blumen und dein Gras drängen sich an mein Herz": er hätte diese Blumen und dieses Gras etwa ge-

nommen, um sich einen Kranz zu flechten. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß, wenn auch eine solche sentimentale Auffassung der Natur manchmal absonderliche Blüten treibt, doch der völlige Mangel derselben auch wieder gewisse zarte Einkleidungen menschlicher Gefühle unmöglich macht; auch ein Gedicht wie Rückerts Sterbende Blume war dem Altertum versagt. Am deutlichsten erkennen wir diesen Unterschied antiker und moderner Auffassung in der bekannten Ode an den Quell Bandusia. Was es mit diesem fons Bandusiæ für eine lokale Bewandtnis hat, ob er in Apulien war oder auf des Dichters Landgut, wie der Genitiv Bandusia zu verstehen ist, ist für die Erklärung der Ode in der Schule sehr gleichgiltig: nicht aber dürfte man versäumen, bei einer solchen Gelegenheit von jener Naturbetrachtung zu sprechen. Wie verfährt nämlich der antike Dichter? Er beschreibt die Quelle: sie ist klarer als Krystall, unberührt von den Strahlen der Hundstagssonne, sie gewährt liebliche Kühle den Herden und dem Vieh, ihre geschwätzigen Gewässer, die aber bei aller Gesprächigkeit dem Dichter absolut keine Gefühle und Gedanken mitzuteilen haben, ergießen sich über einen Felsen herab, auf welchem eine mächtige Steineiche steht, und für alle diese Eigenschaften und Verdienste wird diesem Quell morgen ein junges Böcklein als Opfer geschlachtet werden. Das ist alles: Realität, konkrete Anschauung, plastische Darstellung der wirklichen Natur, Freude an der Klarheit und Frische des Wassers: aber nirgends jene sentimentale Be-

lebung des Quells mit Gefühl und Sprache! Wie hätte ein moderner Dichter einen solchen Gegenstand behandelt? und behandeln müssen? Welche Stimmungen, angeregt durch die Naturumgebung, werden ausgesprochen in modernen Gedichten von Quelle und Bach, von Wiese und Wald, wie in Schillers: An der Quelle saß der Knabe, oder in J. Kerners: Dort unten in der Mühle, oder gar von der schwelgerischen Phantasie der romantischen Schule; ja selbst jenes geschwätzige Wasser will bei Horaz nichts anderes besagen, als daß das Wasser beim Herabrinnen einen gewissen Eindruck auf die Gehörnerven macht; wie der Dichter umgekehrt das lautlose Dahingleiten des Wassers, aber lediglich nichts anderes meint, wenn er den Liris einen schweigsamen Fluß' nennt. Welche geheime Schmerzen würde der moderne Dichter hinter dieser interessanten Schweigsamkeit suchen! Wohl aber kennt der antike Mensch eine andersartige Belebung der Natur: das ist die Welt der Götter und Dämonen, der Nymphen, Faune, Satyrn, welche in der Natur sich tummeln und vor dem Auge des Dichters ihr Spiel treiben, es ist aber hier nicht sowohl das Gefühl, als die Phantasie, die Leben sucht und findet: so bezeichnet Horaz wiederholt als Zeichen des Wiedererwachens der Natur, daß die Nymphen Hand in Hand mit den Grazien unter Führung der Venus im Freien ihre Reigen aufführen können: denn es

„Lenkte damals seinen gold'nen Wagen Helios in stiller Majestät;
Diese Höhen füllten Oreaden, Eine Dryas lebt' in jedem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden Sprang der Ströme Silberschaum."

Ob Horaz an diese Naturgottheiten, an ihr Dasein und Wirken und Walten glaubte oder nicht, wollen wir nicht untersuchen; jedenfalls aber ist in diese Götterwelt alles, was für uns Gefühl, Stimmung u. s. w. der Natur ist, so vollständig übergegangen, daß für die Natur selbst nichts übrig geblieben ist, als eben die natürliche Realität. Diese reale Natur aber ist überall dieselbe und ist überall zu finden, daher liegt auch die Sucht zu reisen und in die Ferne zu schweifen, wo das Gute so nahe liegt, dem Horaz fern: mag man noch so sehr das herrliche Rhodus, Mytilene oder andere Städte Griechenlands und Kleinasiens preisen, ihm gefällt es am besten in Tibur und in seinem eigenen Haus und Hof, wo er sich alles verschaffen kann, was er braucht und wo er sein eigener Herr ist. So tritt uns hier ein deutliches Bild des Verhältnisses entgegen, in welchem der antike Mensch zur Natur stand, und wir könnten nur fragen, ob nicht manches darin wahrer und gesunder ist als die moderne Naturschwärmerei, konventionelle Gefühls-Romantik und kostspielige Sommerfrischen-Manie!

Wenn nun Horaz auf das Land sich zurückzieht und darüber sogar der Gefahr sich aussetzt, in Zwiespalt mit seinem Freund und Gönner Mäcen zu geraten, der ihn gern in Rom haben möchte, was ist es denn, was er hauptsächlich dort treibt? Natürlich als Dichter wird er vor allem in ländlicher Stille seine Lieder gedichtet haben, auch gab er sich wohl mit landwirtschaftlichen Arbeiten ab: die

Nachbarn mochten lächeln, wenn sie sahen, wie der kurze, korpulente Mann eifrig „die Schollen des Ackers umdrehte." Aber was ihm diesen Aufenthalt vor allem zum Bedürfnis machte, zumal in späteren Jahren, das ist sein Verlangen nach Unabhängigkeit, nach innerer sittlicher Reinigung und Befreiung. Er hatte in seiner Jugend auch das Leben genossen und er scheut sich nicht das zu bekennen; echt menschlich ist sein Wort: nicht schäme ich mich gespielt zu haben, wohl aber müßte ich mich schämen, wenn ich mit dem Spiel nicht zu Ende kommen könnte. So hat er sich der Philosophie zugewendet und eröffnet uns nun namentlich in seinen Briefen einen Reichtum von gesunder Lebensweisheit, wie wir ihn kaum bei einem Philosophen von Fach finden und wie er in seiner prägnanten, ausdrucksvollen, dabei verständlichen und populären Fassung gerade auch auf die Jugend energisch wirken muß.

Der wesentliche Inhalt der Horaz'schen Philosophie ist im Grund sehr einfach: von metaphysischen Fragen will er nicht viel wissen, ihn kümmert nur das Praktische, Moralische: im Gegensatz gegen das Rennen und Jagen der Menschen nach dem Glück d. h. nach Reichtum, Ehre, Macht, Vergnügen, Dinge, auf welche das wahre Glück nimmermehr gegründet werden kann, wird der verständige Mensch sein Glück in sich selber suchen; äußere Unabhängigkeit und innere Zufriedenheit sind die Grundbedingungen eines glücklichen Lebens; ein mäßiger Besitz, welcher bescheidenen Bedürfnissen genügt, ist notwendig, aber jeder weitergehende

Wunsch führt nur vom Glück ab; die goldene Mittelstraße wandeln ist das beste. Das Gegebene aber soll man mit Maß genießen und stets nach sittlicher Vervollkommnung streben, zumal man ja weiß, daß alles vergänglich ist und daß der Tod über kurz oder lang allem ein Ende macht.

Glücklich lebt mit Wenigem, wem des Ahnherrn
Salzgefäß einfach den bescheid'nen Tisch ziert,
Nimmer weckt aus friedlichem Schlaf die Furcht ihn,
Nimmer die Habsucht.

Wie doch bei so flüchtiger Frist nur planen
Wir so viel und rasten in keiner Zone?
Ach wer wird, und ob er zur fernsten Fremde
Schweifte, sich selbst los?

Mit uns steigt auf's eherne Schiff die bange
Sorg' und setzt sich hinten auf's Roß dem Reiter,
Selbst den Hirsch einholend im Lauf, den Wolken
Jagenden Tauwind.

Heute froh, sei nimmer besorgt um Künft'ges!
Was dir weh thut, dämpfe mit leisem Lächeln:
War doch keines Sterblichen Los in allem
Glücklich zu preisen.

Man wird erinnert an den goldenen Spruch Gellert's:

Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre froh, was du nicht hast,
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.

Ein andermal sagt Horaz:

Nur der wird heiter leben und selbstbewußt,
Der Tag für Tag am Abend sich sagen darf:
Heut lebt' ich! Mag der Göttervater
Morgen den Himmel mit Wolken schwärzen,

Mag klar er ihn ausspannen im Sonnenglanz:
Vergangnes macht sein Wille nicht ungeschehn,
Noch schafft er um und tilgt, was einmal
Uns die beflügelte Stund entführte.

Am schönsten aber spricht Horaz solche Gedanken aus in dem Gebet, das er an Apollo richtet, nachdem Augustus diesem Gott auf dem Palatin einen stolzen Tempel errichtet hatte:

Was fleht zuerst der Sänger im Heiligtum
Apoll's? Was heischt er, wenn er den Opferwein
Ihm feiernd ausgießt? Nicht die reiche
Frucht von Sardiniens Segensfluren,
Nicht Herden, wie das heiße Calabrien
Sie nährt, nicht Gold noch indisches Elfenbein,
Landgüter nicht, an denen spiegelnd
Liris, der schweigende Strom, dahinwallt.
Doch gib, o Phöbus, daß ich gesund an Leib
Und Geist genieße, was du beschieden hast,
Und daß ich kein unrühmlich Alter
Leb' und die Cither getreu mir bleibe.

Man mag sagen, dies seien sehr alltägliche und hausbackene Sachen: wo bleibe die hohe Idealität eines Plato, wo die Tiefe eines Aeschylus und Sophokles? wo bleibe auch nur Methode und System und wo der akademische Begriff und die wissenschaftliche Begründung? Das alles dürfen wir freilich bei Horaz nicht suchen: er ist kein Systematiker, kein Meister vom Katheder oder vom Stuhl, er ist Mensch und Dichter, nichts weiter: aber was wir bei ihm finden, das ist das antike Lebensideal, wie es auf dem Boden der Diesseitigkeit, diese im vollsten Sinn genommen, auferbaut war, wie

wir es mit ein bischen andern Worten zu allen Zeiten finden — denn ist es nicht im Grund dasselbe, wenn Goethe sagt:

> Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
> Mußt dich ums Vergangne nicht kümmern,
> Das Wenigste muß dich verdrießen,
> Mußt stets die Gegenwart genießen,
> Besonders keinen Menschen hassen
> Und die Zukunft Gott überlassen.

Dabei liegt doch in diesen Sprüchen des Horaz ein tiefer sittlicher, in gewissem Sinne auch religiöser Gehalt, für welchen jeder um so empfänglicher sein kann, als er so einfach und verständlich ist. Wohl kommt auch die Sinnlichkeit in Form von Liebe und Wein bei Horaz zum vollen Recht, aber auch dies gehört zum Ganzen der Humanität einst und jetzt und nach dem Ruhm eines Asketen hat Horaz nie gestrebt. Um wie viel gesundere Eindrücke müssen aber bei der Jugend solche Glaubensbekenntnisse, mögen sie auch nicht auf der erhabensten Höhe sittlicher Erkenntnis stehen, zurücklassen, als die irre führenden, Herz und Geist verödenden Lehren moderner Philosophen wie eines Schopenhauer, oder die einschmeichelnden und raffinierten Gedichte eines Heine. Nicht für alle Lagen und Forderungen des Lebens ist diese Philosophie ausreichend: vor allem fehlt das positive Moment der That, der Erhebung zu energischem Handeln nicht bloß für sich, sondern auch für andere, für das Allgemeine, es ist der Ton der Resignation, welche sich auf das eigene Ich zurückzieht, das dann zufrieden ist, wenn es sich selber wohlbefindet, so daß man auch den

Vorwurf des Egoismus erheben könnte. Hier sind nun freilich die politischen Verhältnisse, unter welchen Horaz lebte, zu berücksichtigen, welche es dem Dichter nicht gestatteten, über seine Sphäre hinauszugehen; aber man kann es doch auch eine That nennen, wenn ein Dichter inmitten einer nach materiellen Gütern jagenden Zeit seine Stimme erhebt, nicht als Asket, sondern als Mensch, für diejenigen Tugenden, welche denn doch einen wesentlichen Teil der Menschenwürde bilden.

Und nun noch einige Worte über Horaz als Dichter. Hören wir hierüber zuerst seine eigenen Aussagen. Horaz weiß recht wohl, daß ihm die Befähigung zur höchsten Dichtungsgattung, zum Epos, nicht verliehen ist und er weist alle Zumutungen, ein Epos etwa auf die Thaten des Augustus zu machen, entschieden zurück; was er für sich in Anspruch nimmt, das ist, daß er ein Lyriker sei und insbesondere, daß er die griechische Lyrik auf lateinischen Boden verpflanzt habe. In der ersten Ode sagt er dem Mäcen:

Wenn du mich in die Reih' lyrischer Sänger fügst,
Ja dann heb ich mein Haupt hoch zu den Sternen auf;

er dankt der Muse für ihr Geschenk:

Daß mit Fingern auf mich als den Erwecker der
Römischen Leier die Menge zeigt;

und mit vollem Selbstbewußtsein rühmt er von sich:

Unbetretenen Pfad hab zuerst ich kühnlich beschritten,
Nicht nach Andern die Schritte gelenkt. Zuerst den Latinern
Hab ich den parischen Jambus gezeigt, den keiner noch vor mir
Nahm in den Mund, den hab ich gezeigt als römischer Sänger.

Dabei kennt er aber recht gut die Schranken seines Talents; nicht wie der Sang eines Pindar, der gewaltig aus tiefster Seele hervorrauscht, ist sein bescheidenes Lied, sondern dem Bienlein gleich,

> Das um Tiburs schattigen Hain am feuchten
> Ufer schwebt und duftigen Thymus sammelt,
> Form' ich mühsam nur in bescheidenem Fluge
> Kleine Gesänge.

Wenn daher auch schon Quintilian sagt, Horaz sei der einzige lesbare Lyriker, so ist dieser doch weit entfernt ein Dichter ersten Ranges zu sein: nicht mit Goethe und Schiller, am ehesten mit Rückert oder Platen wäre er zu vergleichen. Wohl zeigt er eine hervorragende Verständigkeit, eine reiche Lebenserfahrung, eine frische und gesunde Auffassung der Dinge, einen feinen Geschmack und ein schönes Talent zur Nachbildung der griechischen Formen, aber seine poetische Begabung ist nicht nach dem höchsten Maßstab zu messen, „neben vielen Beweisen von sorgfältiger Arbeit und künstlerischem Takt stoßen wir doch auch nicht selten auf Schwaches, Gezwungenes und Prosaisches und bewegen uns in einem verhältnismäßig engen Kreis von Gedanken und Wendungen." (Teuffel.) Also: warum liest man in der Schule nicht lieber einen andern, bessern Dichter? Antwort: aus dem einfachen Grund, weil man keinen hat; welchen wollte man denn an seine Stelle setzen? Aber gerade die dichterische Schwäche des Horaz ist zugleich, wenn ich so sagen darf, seine pädagogische Stärke. Horaz ist eine durch-

aus verständige Natur, er ist als Dichter nicht entzückt, wie Goethe meint: denn wenn dieser sagt:

> Hohe Sonne,
> Größeres sahest du nichts (nämlich als Rom) und wirst nichts größeres sehen,
> Wie es dein Priester Horaz in der Entzückung versprach

so scheint er eben den Horaz damals nicht so genau gekannt zu haben. Nein, Horaz war kein begeisterter Prophet, sondern ruhig, bewußt, reflektierend: daher auch der didaktische Zug in seinen Gedichten. Aber für die Jugend ist auch Schillers Gedankenlyrik zugänglicher und faßbarer als die tiefinnerliche Gefühlslyrik Goethes, und der sentenziös-rhetorische Charakter der horazischen Lyrik mag vom rein ästhetischen Gesichtspunkt aus ein Mangel sein, für die Zwecke der Schule ist er ein Vorzug. Und wenn man sagt, Horaz sei ein Nachahmer der Griechen gewesen, so ist das eben ein Gewinn für uns, daß wir für die meist verlorene Lyrik der Griechen nach Form und Geist bei Horaz einen Ersatz finden; und wenn man auch einen Dichter, der im 40sten Jahr trotz jenes Gebets an Apollo die Leier an den Nagel hängen will, einem Homer und Solon, Aeschylus und Sophokles, den ewig jungen Sängern, nicht gleichstellen kann, so giebt uns doch die ganze Erscheinung des Horaz eine Vorstellung von der Verschmelzung griechischen und römischen Wesens. Dazu kommt die Klarheit und Bestimmtheit seiner Gedanken, die maßhaltende Einfachheit der Bilder und Metaphern: man vergleiche damit die Verschwommenheit und Gesuchtheit selbst von



Dichtern wie Lenau und Freiligrath — und selbst das Gewöhnliche lautet in lateinischem Gewand oft besser als im Deutschen. Ferner finden wir bei Horaz ein Abbild wie der litterarischen Bestrebungen jener Zeit überhaupt, so insbesondere der in den gebildeten Kreisen herrschenden Geschmacksrichtung, der gegenüber der Dichter sein selbständiges Urteil bewahrt. Unter dem humanen Regiment des Augustus konnte die Litteratur und namentlich die Poesie einen schönen Aufschwung nehmen und es ist kein kleiner Beitrag zur Charakteristik einerseits des ersten Kaisers, daß unter ihm ein Virgil, Horaz und andere auftraten, andererseits des Tiberius, daß vor seinem strengen Antlitz die Musen und Grazien flohen.

Auf Horaz können wir in eminentem Sinne das Wort Goethes anwenden, daß das Besondere, wenn es nur zugleich bedeutend ist, als ein Allgemeines wirkt. In der Individualität des Horaz konzentriert sich ein wesentlicher Teil der damaligen Bewegung der Geister und zwar nicht bloß innerhalb der römischen Welt. Von diesem Gesichtspunkt aus muß er in der Schule gelesen werden und hier am allerwenigsten dürfte die Uebersetzung an die Stelle des Originals treten; so aufgefaßt, verstanden und genossen wird hoffentlich dieser Dichter jedem Schüler, der Sinn und Empfänglichkeit dafür hat, auch später noch wenn auch nicht eine gewöhnliche Lektüre, so doch eine angenehme, belehrende und nützliche Erinnerung bleiben. Längst ist die Zeit vorüber, für welche Horaz selbst das Fortleben seines Namens

verhieß, die Zeit, wo die schweigsame Jungfrau der Vesta neben dem Pontifex zum Kapitol emporstieg, aber bewahrheitet hat sich das stolze Wort des Dichters:

> Ew'ger schuf ich als Erz, höher als Königsmacht
> Pyramiden sich türmt, mir ein Gedächtnismal,
> Das kein stürzender Guß, keines Orkans Gewalt
> Zu erschüttern vermag noch der unendliche
> Strom der Jahre zerstört oder der Zeiten Flucht.



Homer im Gymnasium.

Vor zwei Jahren habe ich an dieser Stelle darüber gesprochen, wie die Lektüre des Horaz im Gymnasium behandelt und nicht bloß für die sprachliche, sondern für die allgemeine, namentlich die historische und ästhetische Bildung der Schüler fruchtbar gemacht werden könne; ich bin dabei von dem Gesichtspunkt ausgegangen, daß gerade Horaz, wenn man alles zusammennimmt, von keinem andern poetischen oder prosaischen Autor des Altertums in dieser Beziehung übertroffen werde und daß die Erinnerungen, welche der Gymnasialunterricht im Geist der Schüler für spätere Zeit zurückläßt, ganz besonders an Horaz sich anknüpfen. Es liegt nahe zu fragen, welchen griechischen Dichter wir dem Horaz an die Seite stellen können. Da finden wir denn in der historischen Zeit keinen, der uns ganz dieselben Dienste leistete. Es stehen uns da nur die Tragiker, besonders Sophokles, zu Gebot; aber so wertvoll auch die

Lektüre dieser Dichter ist, so sind sie doch in der Beziehung, um die es sich hier handelt, mit Horaz nicht zu vergleichen. Vor allem fehlt bei ihnen das historische Moment insofern, als wir bei ihnen das auf individuellen Anschauungen beruhende und mit diesen aufs engste verschlungene Zeitbild, das uns Horaz in unübertrefflicher Weise darbietet, nicht oder nur in sehr beschränkter Weise finden. Wohl aber steht an der Spitze der gesamten griechischen Litteratur ein Dichter, der als solcher weit über Horaz steht und der in seiner Art uns ähnliche Dienste leisten kann wie Horaz in der seinigen, das ist Homer. Es stellt sich uns, wenn wir Homer und Horaz neben einander stellen, gewissermaßen in symbolischer Weise der wesentliche Gegensatz des griechischen und römischen Wesens und insbesondere Dichtens dar: der Römer dem konkreten Leben, dem Gebiet des Realen zugewandt, in der Zeit, in ihren Anforderungen und Notwendigkeiten verstandesmäßig lebend, zum Höheren, Idealen, zum poetischen Hervorbringen und Gestalten, zu den Werken der Phantasie, den Aeußerungen des Gemüts nur in beschränktem Umfang sich erhebend; bei den Griechen von Anfang an ein Verweilen und Sichbewegen im Reich der Einbildungskraft, ein frühestes Hervorbringen schöner Form, ein lebendiger Verkehr mit einer über den Menschen stehenden Götterwelt, ein nicht an der schlechten Wirklichkeit festklebendes, sondern zum Idealen aufstrebendes Denken und Dichten. Und ein solcher Gegensatz besteht schon zwischen der Person der beiden Dichter. Horaz steht lebendig, gleichsam in allen

seinen Gliedern plastisch ausgeprägt, vor unserem geistigen, man möchte sagen, sinnlichen Auge: kaum ein Individuum des Altertums ist für uns so klar und bestimmt, sein Leben ist wie auf einer Votivtafel ausgebreitet, wir können für ihn nicht bloß als diesen Dichter, sondern auch als diesen Menschen menschlich warme Sympathie empfinden; Homer ist nicht einmal ein Individuum, eine bestimmte historische Persönlichkeit, und wenn er auch nicht geradezu ein abstraktes Kollektivum ist, so können wir uns doch kaum etwas anderes Konkretes von ihm vorstellen, als daß er ein alter blinder Mann gewesen, dieser Dichter ist nichts für uns, er bedeutet uns nur etwas, nämlich das epische Hervorbringungsvermögen der griechischen Phantasie, für ein bloßes Symbol aber können wir keine warme Sympathie empfinden, wir können uns nur für die poetischen Produkte begeistern, hinter welchen der blasse Schatten des Dichters steht. Und so gilt von vornherein zwar nicht ausschließlich, aber doch überwiegend, daß der Schwerpunkt bei der Lektüre Homers nicht auf das bestimmt Historische, das greifbar Reale fällt, sondern auf die Dinge, die sich nie und nirgends begeben haben, die eben daher auch nie veralten, die zunächst nicht sowohl mit dem Verstand, als mit der raum- und zeitlosen Phantasie zu erfassen sind.

Nun ist aber dieser in der Ferne der Zeiten wie ein Schatten verschwindende Homer von jeher das Urbild poetischen Schaffens gewesen und bis auf den heutigen Tag für alle gebildeten Nationen geblieben. Die Epen,

die vom Groll des Achilleus und von den Kämpfen um Troia, von den Irrfahrten des Odysseus und von seiner Heimkehr erzählen, waren für die griechische Nation Alphabet und Bibel, waren für jung und alt, für hoch und nieder ein nie versiegender Quell geistiger Erfrischung: fahrende Sänger trugen dem Volk diese Lieder vor, deren klangvolle Metren doch vorwiegend in lebendiger Ueberlieferung von Mund zu Mund gingen, um erst nach Jahrhunderten in schriftlicher Zusammenstellung fixiert zu werden; aus ihnen schöpften alle späteren Dichter: die kyklischen Epiker lasen die Brocken auf, die von Homers Tisch gefallen waren, Aeschylus bezeichnet seine Tragödien als Brosamen vom großen Mahle Homers, Sophokles wurde der tragische Homer genannt, in der Geschichte und Philosophie finden wir überall Homers Spuren, an ihm, der seinen Heroen das ideale Streben eingab, „immer der beste zu sein und hervorzuragen vor andern", begeisterten sich die griechischen Helden, Alexander d. Gr. führte stets seinen Homer mit sich bei seinen Feldzügen und in seinen Schlachten: nie ist ein Dichter in vollerem Sinne ein Nationaldichter, ein Dichter aus der Nation heraus und für die Nation gewesen. Und kaum ein stärkerer Beweis für die Macht dieses dichterischen Genius läßt sich denken, als daß er die Römer, dieses so wenig poetisch angelegte und seiner eigentümlichen Vorzüge sich so stolz bewußte Volk, bezwungen hat: der alte Ennius wandelte in den Fußstapfen Homers, Horaz ist seines Lobes voll und findet in ihm den Lehrer wie der

Poesie, so auch der Weltweisheit, Vergil hat ihn zu seinem Vorbild genommen, und wenn auch der römische Stolz sich nicht versagen konnte, Vergil über Homer zu stellen, so heißt es doch wieder bei einem so gewiegten und maßvollen Beurteiler wie Quintilian: wie der Ozean der Urquell aller Flüsse und Ströme ist, so hat Homer der rednerischen Darstellung nach allen Teilen Ursprung und Vorbild gegeben und wie im Leben mit Zeus als dem höchsten Gott, so ist in der rednerischen Kunst mit Homer zu beginnen. Dann ist er durch viele Jahrhunderte so gut als verschollen gewesen und als man sich wieder mit ihm bekannt machte, wußte man ihn nicht zu würdigen. Erst mit dem allmählichen Erwachen eines richtigeren Kunstgeschmacks wurde Homer in seine Rechte wieder eingesetzt. Die größten Vertreter unserer Litteratur seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts haben sich vom homerischen Geiste durchdringen lassen; wenn auch nicht unempfänglich für die neue Lehre, welche die homerischen Epen in einzelne Lieder auflöste, wollten sie doch, weil sie eben selbst Dichter waren, vor allem Homer als Ganzes denken, als Ganzes freudig ihn empfinden. Klopstock freilich, umnebelt vom Weihrauch, den ihm die Zeitgenossen spendeten, mochte sich freuen, daß Homer nicht mehr Homer sei, er aber Klopstock: aber Schiller erklärte es für barbarisch, an eine Zerstückelung der Ilias zu denken und spottete darüber; im schlimmsten Fall glaubte er sich damit trösten zu sollen, daß der Geist gerettet bleibe:

„Immer zerreißet den Kranz des Homer und zählet die Väter
Des vollendeten ewigen Werks,
Hat es doch Eine Mutter nur und die Züge der Mutter,
Deine unsterblichen Züge, Natur."

Goethe schwankte zwischen dem einen und dem andern Glauben, aber so oder so erblickte er in dem Aufgehen des homerischen Lichts eine neue und beständige Hinweisung auf die Natur und damit auf die wahre Quelle aller Poesie. In theoretischer Ausführung haben Lessing und Herder das Vorbildliche der homerischen Poesie ans Licht gestellt. Lessing enthüllte in seinem Laokoon an der Hand Homers das Wesen der fortschreitenden poetischen Darstellung im Gegensatz zu der verweilenden Darstellung der Skulptur und Malerei; Herder ahnte in einer Homerübersetzung, die uns den Homer zeige, wie er ist und was er sein kann, ein ewiges Werk, das größte Original für die deutsche Litteratur. Ebenso hoffte Wieland von einer solchen Uebersetzung den heilsamsten Einfluß auf die litterarische Verfassung Deutschlands: dieser Dichter, meinte er, dessen Werke uns Wort Gottes sind, werde Scharen von Jüngern und Anbetern an sich heranziehen. Und in der That, als die Voß'sche Uebersetzung der Odyssee 1781 erschien, hat dieselbe zunächst der deutschen Sprachform und Metrik einen kräftigen Aufschwung, einen neuen Ton gegeben. Man vergleiche doch die ersten Verse der Odyssee, wie sie bei Voß lauten:

Sage mir, Muse, die Thaten des vielgewanderten Mannes,
Welcher so weit gereist nach der heiligen Troia Zerstörung —

mit einer Uebersetzung der Ilias vom Jahre 1775:

Ach, Muse, laß uns nun den Zorn des großen Helden,
Der von dem Peleus stammt, die Wut Achillens melden.

Und noch der nächste Vorgänger von Voß, Graf Fr. Leop. von Stolberg, schmiedete Hexameter wie die da:

Als sie eines Speerwurfs weit noch von ihm waren, oder:
Laßt uns sein Gebein in eine güldene Urne — Legen.

Am deutlichsten aber wird der formelle Fortschritt, wenn wir die Hexameter des vergötterten Klopstock mit den Voßschen vergleichen. Aber nicht nur das, sondern der jugendliche Sturm und Drang, der sich damals in Leben und Poesie regte, hat mit innerer Notwendigkeit die Gemüter zu einer Dichtung hingetrieben, welche selbst der frischesten Jugendempfindung entsprungen war und die ewige Natur, die ursprünglichen Züge der Menschheit, und zwar einer im Glanz der Schönheit erscheinenden Menschheit, wieder zu enthüllen schien.

Ich habe hiebei länger verweilt, um zu zeigen, wie in dieser Betrachtung ein wichtiges Motiv liegt, die homerischen Gedichte der Jugend zum Verständnis zu bringen: unendlich vieles, was bei unsern deutschen Dichtern vorkommt, kann ohne Kenntnis Homers nicht recht und ganz, nicht mit vollem Widerhall im Gemüt des Lesers verstanden werden. Und es darf hier wohl auch daran erinnert werden, daß der Prophet der sogen. wissenschaftlichen Pädagogik, daß Herbart die Lektüre der Odyssee für die vorzüglichste Grundlage wie des Sprachstudiums, so der geschichtlichen und ästhetischen Bildung erklärt und von ihr sagt, daß sie jedes andere

Werk des Altertums, welches man auch wählen möge, an pädagogischer Wirkung übertreffe.

Es giebt aber noch eine Menge von fruchtbaren Momenten, und das erste wird sein, daß wir Homer als Dichter ins Auge fassen: wie wird er gerade als solcher auf die Jugend wirken können? Spricht man von Dichtung, so ist damit die Vorstellung von Phantasie, von Kunst, von schöner Form gegeben, wir werden damit auf das ästhetische Gebiet, in das Reich des Schönen, des Geschmacks versetzt. Hierin liegt nun freilich eine didaktische Schwierigkeit. Denn Phantasie und Geschmack läßt sich nicht lehrend mitteilen, es gehört dazu die natürliche Anlage in ganz besonderem Sinn und wer von Natur arm an Phantasie und an Geschmacksanlage ist, wird seine Lebtage nicht nur kein Dichter, sondern nicht einmal ein verständnisvoller Leser von Gedichten werden. Sodann: in der Schule muß notwendig das Reich der Phantasie und des Geschmacks zurücktreten; hier herrscht das verstandesmäßige Lernen vor, da steht inmitten und am Schluß des Unterrichts eine Prüfung, eine Prüfung aber in der Phantasie und im Geschmack läßt sich nicht denken und nicht veranstalten, man könnte dies eine, leider nicht auszufüllende, Lücke in der Examensschablone unserer Zeit nennen. Nichtsdestoweniger werden wir den Wirkungen, welche die Dichter in ästhetischer Beziehung auf die Jugend ausüben, den gebührenden Raum zuweisen: auf wen sollten denn die Dichter wirken, wenn nicht auf die Jugend, und es handelt sich hier um einen Punkt, der nicht zu vernach-

lässigen ist, um die Pflege der Anschauung, der Phantasie, des Sinns für das Schöne. Freilich hat es damit eine so eigene Bewandtnis, daß Goethe geradezu sagt, die Phantasie habe ihre eigenen Gesetze, welchen der Verstand nicht beikommen könne und wenn durch die Phantasie nicht Dinge entstünden, die für den Verstand ewig problematisch bleiben, so wäre überhaupt an der Phantasie nicht viel, — und dieses Wesen der Phantasie ist es eben, was die Poesie von der Prosa unterscheidet. Liegt nun aber das eigentliche Wesen der Phantasie darin, daß sie uns Bilder, Gestalten als Konkretes und Individuelles vorstellt, im Gegensatz zum Denken in abstrakten Begriffen, so ist hiefür bei Homer wie kaum wo anders eine Fülle von Stoff und Anregung zu finden: bei Homer ganz besonders, weil er unendlich weit mehr als die modernen Dichter und die antiken Dichter der späteren Zeit im Reich der ursprünglichen Natur und damit der freien Phantasie, fern von Reflexion und Abstraktion, sich bewegt. In diesem Sinne, daß Homer noch nicht die Kulturresultate von Jahrhunderten und Jahrtausenden mit sich zu schleppen hat, ist Goethe's Wort zu verstehen, wenn er sagt: „Noch auf den heutigen Tag haben die homerischen Gesänge die Kraft, uns wenigstens für Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Ueberlieferung von mehreren tausend Jahren auf uns gewälzt hat." Wir bewegen uns hier in einer primitiven Natur und so ist es denn zunächst die Naturanschauung, die uns bei Homer voll und rein entgegentritt. Man ver-

langt mit Recht vom Jugendunterricht Uebung und Ausbildung der sinnlichen Wahrnehmung und Beobachtung, man betont zu diesem Zwecke die Wichtigkeit des sogen. Anschauungsunterrichts für die jüngsten Schüler, man treibt weiterhin Naturgeschichte mit Demonstrationen und Exkursionen an schönen Sommernachmittagen und sucht so die unmittelbare Anschauung der Naturgegenstände zu gewinnen und zu pflegen. Eine solche Naturanschauung nun bietet uns in reichster Fülle auch Homer. Ich meine das nicht so, daß z. B. die Kenntnis der einzelnen Teile einer Pflanze, eines Insekts aus Homer gewonnen werden solle in derselben Weise und mit derselben Wirkung, wie aus der Vorzeigung eines lebendigen oder in Spiritus aufbewahrten Exemplars, die letztere soll natürlich nicht zurückgestellt werden. Aber Sinn für die Natur, Empfindung ihrer Mannigfaltigkeit und Schönheit gewinnt man nicht bloß und nicht immer durch mikroskopische oder anatomische Betrachtung, sondern auch durch die Anregung, die der Dichter giebt, zumal doch nicht alles vorgezeigt werden kann. Den Verkehr mit der Natur selber ersetzt ja freilich keine Lektüre: aber den Sinn für die Natur wecken, pflegen und namentlich bilden, ästhetisch bilden, das kann der Dichter, welcher sich in der Wirklichkeit der Dinge bewegt und zwar nicht der gemeinen, sondern in der vom Gesetz und von der Macht der Schönheit durchdrungenen und gestalteten Wirklichkeit. Nicht einzelne botanische und zoologische Kenntnisse für ein künftiges Examen schöpfen ist hier die Aufgabe,

wohl aber die Phantasie bereichern mit Eindrücken, welchen dann beim Verkehr mit der Natur selbst draußen auf den Höhen des Gebirges oder, wem dies beschieden ist, am Strand des Meeres reale Gegenstände entsprechen, aber so, daß diese realen Gestalten zugleich mit dem Gewand schöner Form und phantasievoller Empfindung umkleidet werden. Welch plastisch ausgeprägte Bilder aus der Natur führen uns die homerischen Gleichnisse und Beiwörter vor Augen! Namentlich Meer und Himmel mit ihren wechselnden Bewegungen und Farben, das Gebirg mit seinen herabstürzenden Strömen, die großen wilden Tiere wie die gemeineren Geschöpfe, Vögel und Insekten, Pferde und Esel, Szenen aus dem menschlichen Leben, die Thätigkeit des Hirten und Jägers, des Fischers und Landmanns, solche und ähnliche Bilder sind es, welche in diesen homerischen Gleichnissen in reichster Fülle und Abwechslung vorgeführt werden, Bilder, welche von einer ebenso genauen als richtigen Naturbeobachtung Zeugnis geben und durch Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit die Phantasie ergreifen und erfüllen. Ueberall lebt und webt frische packende Sinnlichkeit und es ist bezeichnend, daß nur an einer Stelle bei Homer ein Vorgang des rein geistigen Lebens, nämlich die Schnelligkeit des Gedankens, zu einer Vergleichung herbeigezogen ist. Welche Kraft und Unmittelbarkeit liegt z. B. in den Versen:

Wie wenn wogende Flut am tosenden Meeresgestade
Unter des Zephyros Stoß in gewaltigen Ringen heranstürzt,
Erst auf der Höhe des Meeres erhebt sie sich, aber mit einmal

Mächtig am Ufer sich brechend erdonnert sie, rings um die Klippen
Türmet sie züngelnd sich auf und speit in die Ferne den Salzschaum:
Also stürzten sich dort dichtwogende Scharen Achaias
Fort in die Schlacht:

oder ein anderes Naturbild:

So wie der flüchtigen Hindin die zärtlichen Kinder ein Löwe
Mühelos alle zermalmt mit gewaltigen Zähnen sie fassend,
Wenn er ins Lager gestürzt, ihr blühendes Leben zu morden:
Sie, wie nahe auch stehend, vermag nicht ihnen zu helfen,
Denn ihr selber beschleicht ein schauriges Zittern die Glieder;
Hastigen Laufs durchstürmt sie den Wald und die dichten Gesträuche
Rastlos, triefend von Schweiß, gedrängt von dem grimmigen Raubtier —

so Achill und die flüchtigen Troer.

Für solche urwüchsige Sinnlichkeit bieten die homerischen Gedichte ungezählte Beispiele: ein unendlich reicher Stoff, um ein Kapitel über Naturbeobachtung und Natursinn der Alten daran anzuknüpfen. Und in all diesen Bildern haben wir nicht die Gegenstände in ihrer anatomischen Zusammensetzung, sondern gleichsam beseelt ist alles und lebendig, fühlend und begehrend, aber auch dies wieder ganz der Natur entsprechend, aus ihr selbst genommen und ihr abgesehen, nicht von gefühlsseliger Sentimentalität in sie hineingetragen, nicht ihr, der nichts ahnenden, aufgezwungen.

Und dies führt uns nun zu einem weiteren Punkt. Homer giebt uns eine vortreffliche Gelegenheit, um die antike und die moderne Dichtungsweise zu vergleichen, beide in ihrem eigentümlichen Wesen zu verstehen und den Unterschied den Schülern nahe zu bringen. Schiller hat bekanntlich diesen Gegensatz in die Formel des Gegensatzes

von naiver und sentimentalischer Dichtung gefaßt. Ich möchte nun einige Sätze aus Schillers berühmter Abhandlung anführen, um zu zeigen, wie dieser Satz, daß die antike Poesie naiv sei, die moderne sentimentalisch, zu verwerten ist. Die Dichter, sagt Schiller, werden entweder Natur sein oder die verlorene Natur suchen: unter Natur aber versteht Schiller das freiwillige Dasein der Dinge, die Existenz nach eigenen unabänderlichen Gesetzen. Das erstere nun, daß die Dichter selbst Natur sind und daher auch notwendig unter dem Gesetz der Natur dichten, findet gewiß auf Homer Anwendung: denn wo wäre damals die gegebene Kunstregel gewesen, das konventionelle ästhetische Gesetz, nach welchem der Dichter sich hätte richten müssen? wo ein innerer Gegensatz zwischen dem, was er in seiner Dichtung als vorhanden setzt, und dem, was an sich vorhanden war? wo ein Gegensatz zwischen der objektiven Wirklichkeit und dem Bewußtsein des Dichters und seiner Hörer? Was Homer vorführt, ist für ihn wie für seine Hörer ohne weiteres wirklich und keine Reflexion, kein Zweifel stört dieses sichere, dieses naive substanzielle Bewußtsein. Die damaligen Menschen, die von Achill und Hektor, von Odysseus und Eumaeus, von dem Verkehr der Menschen mit den Göttern, von den Streitigkeiten unter den Göttern, kurz von so vielen wunderbaren Dingen hörten, glaubten an die Wahrheit dieser Erzählungen, ohne dieselben zum Gegenstand weiterer Untersuchung zu machen, wie ein Kind an die Wahrheit der Märchen glaubt, die man ihm erzählt.

Man nehme einen modernen Dichter, der von wunderbaren Dingen aus der Welt der Götter oder sonstiger übermenschlicher Wesen erzählt, der also Epiker sein will, etwa Klopstock: glaubt etwa Klopstock selbst, glauben seine Leser, wenn es nach 150 Jahren noch solche giebt, wie es Leser des Homer nach 3000 Jahren giebt, glauben diese etwa an die Wirklichkeit dieser Erfindungen, für welche Klopstock in seinem Messias unsere Phantasie gewinnen will? Hier ist Reflexion, willkürliche Erfindung, künstliche Täuschung des Lesers und darum auch nur ein künstliches Sichhineindenken in diese übersinnliche, aber, wie wir ja recht wohl wissen, unwirkliche Welt. „Die Alten, sagt Schiller, empfanden natürlich" d. h. ohne Zwiespalt zwischen ihrem Bewußtsein und dem Inhalt des Gedichts, wir Modernen „empfinden das Natürliche", d. h. dieses Natürliche ist uns eigentlich ein Aeußerliches, von uns Verschiedenes, aber wir suchen mit Liebe oder Gewalt es in unser Bewußtsein hereinzubekommen, mit diesem, uns selber täuschend, es wenigstens auf Augenblicke zu verschmelzen. Aber, heißt es weiter bei Schiller, „unser Gefühl für die Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit". Dieses Gefühl ist also stets von dem Bewußtsein begleitet, daß wir doch nicht Natur sind und die Natur nicht haben. „Klopstock, sagt Hegel*), gerät in Rücksicht auf religiöse Anschauung in eine bodenlose Welt hinein, die er mit dem Glanz einer tiefsinnigen Phantasie ausstattet, wobei er von uns verlangt, daß wir

*) Zum folgenden überhaupt vergl. Hegel, Aesthetik III S. 331 ff.

alles, was er ernsthaft meint, nun auch ernsthaft aufnehmen sollen." Aber kein Mensch kann auch mit der kühnsten Phantasie sich vorspiegeln, daß diese übersinnliche Welt Klopstocks Realität habe. Bei Homer aber ist diese poetische Welt, auch wenn die Götter unmittelbar vor den Augen der Sterblichen herumwandeln, nicht bodenlos: sie beruht auf dem ungebrochenen Glauben der Menschen an ihre Wirklichkeit, für uns aber ist eine Täuschung deshalb möglich, weil diese Welt durch einen unendlich scheinenden Zeitraum von uns entfernt ist, und diese homerische Welt hat auch deshalb das Recht so zu sein, weil in ihr zu uns die Natur redet, wie sie in der Phantasie des griechischen Volks sich abspiegelte. Eben hieran läßt sich nun die weitere Frage anknüpfen, warum es heutzutage kein Epos im großen Stil mehr geben kann. Einmal weil dem modernen Menschen die dem Epos notwendige Welt der Götter und Heroen fehlt, weil der naive Glaube daran dem modernen Kulturmenschen unwiederbringlich dahin ist; sodann: der Inhalt des Epos ist, wie Hegel sagt, „das Ganze einer Welt, in der eine individuelle Handlung geschieht". Hier treten daher die mannigfaltigsten Gegenstände ein, die zu den Anschauungen, Thaten und Zuständen einer Welt gehören. Wollte aber jemand die heutige Welt oder auch nur einen größeren Abschnitt von ihr in einem Gedicht zusammenfassend darstellen: was müßte dann alles von Idee, Reflexion, Kritik und Moral in ein solches Gedicht hineinverarbeitet werden! Ferner: heutzutage hat kein

Held, und sei es auch ein Napoleon oder Bismarck, das Recht zu sein, der er ist: unendlich viele Gegensätze stehen ihm gegenüber und hindern ihn an der freien Bethätigung seiner Natur. Das epische Individuum aber muß das Recht haben zu sein, was es ist, und „mag man über den Zorn des Achilleus noch so sehr die moralisch weise Betrachtung anstellen, wie viel Unheil derselbe gebracht habe, so ist doch Achill nimmermehr zu tadeln, er ist, der er ist und damit ist die Sache in epischer Hinsicht abgethan.“ Das Wesen des epischen Charakters liegt darin, daß er sich durchsetzt. Heutzutage aber gestattet man keinem Menschen dies zu thun, schlechthin er selbst zu sein; heutzutage muß man sich genieren, die unendliche Ueberlegenheit des homerischen Menschen aber besteht darin, daß er sich nicht geniert und sich nicht zu genieren braucht. Und deshalb weil der moderne Mensch auf Tritt und Schritt sich genieren muß, giebt es — neben anderem — kein Epos mehr. Nirgends gilt der Spruch: Recht hat jeder eigene Charakter, mehr als hier, und es ist eine außerordentliche Kunst des Dichters, daß er diese Helden mit all ihren Fehlern und Schwachheiten doch immer so hinzustellen weiß, daß sie recht haben. Achill und Odysseus, die Typen der Tapferkeit und der Klugheit, Agamemnon und Menelaos und alle die andern, sie sind keineswegs untadelig in ihrem Charakter, wie sie es sind durch Geburt und Heldenmut, aber ihre Fehler verschwinden hinter dem Ganzen, das sie sind, und selbst Helena, die treulose Gattin, findet ihre Rechtfertigung einer-

seits darin, daß sie nun eben einmal gar so schön ist, und andrerseits darin, daß der greise Priamus ihre Schuld höheren Mächten zuwälzt, welchen kein Sterblicher widersteht. Ist nun das Epos heutzutage nicht mehr möglich, so stellt sich auch in dieser Beziehung der Gegensatz zwischen antiker und moderner Poesie vor Augen.

Endlich läßt sich auf ästhetischem Gebiet der Unterschied zwischen der epischen und dramatischen Darstellungsweise deutlich machen. Im Roman, sagt Goethe, sollen vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten dargestellt werden, im Drama Charaktere und Thaten. (Wilh. Meisters Lehrj. V, 7.) Was Goethe vom Roman sagt, gilt auch vom Epos. Im Epos ist das Geschehene, die Begebenheit die Hauptsache, im Drama die Handlung und der handelnde Charakter: hier handelt der Mensch, welchem die Umstände und Verhältnisse gegenüberstehen, die ihn besiegen oder von ihm besiegt werden; im Epos sind die Umstände ebenso thätig wie der Mensch, ja oft noch thätiger, hier gilt selbst der Zufall, der im ernsten Drama keine Stelle hat. Wenn Odysseus schlafend an die Küste von Ithaka geführt wird, so ist das nicht seine That, es wäre eine solche Darstellung eben daher nicht dramatisch, wohl aber ist sie episch; der Zorn des Achilleus ist zunächst keine That, sondern „ein pathologischer Zustand.“ Achill ist vom Zorn übermannt und grollt in Unthätigkeit: erst nach seines Freundes Tod greift er thätig ein, was aber ganz außer seiner ursprünglichen Berechnung liegt: daß er wieder auftritt, ist etwas,

was an ihn herankommt, es ist nicht seine eigene freie That; es ist somit ebenfalls lediglich episch, nicht dramatisch. Wenn Odysseus Jahre lang umirren muß, weil seine Gefährten Schuld auf sich geladen haben, so müßte eine solche dem Helden ganz äußerliche Kausalität das Wesen des Dramas vernichten. Denn das Drama darf nicht bloß darstellen, was mit dem Helden geschieht, es muß seine eigene, aus seinem Willen hervorgehende That zum Mittelpunkt, zur Quelle seiner Schuld und seines Leidens machen.

Ich habe hier einige Momente hervorgehoben, welche für die ästhetische Bildung verwertet werden können, ich weiß aber recht wohl, daß hier gewisse Voraussetzungen bei der zu bildenden Jugend vorhanden sein müssen, mit welchen man nicht immer rechnen kann. Dagegen wird wohl ein anderes Gebiet von Beziehungen innerhalb des Gesichtskreises jeder Jugend liegen, das ist das nationale und historische. Denn Homer ist ja ein Nationaldichter und muß sich daher innerhalb der Vorstellungen seines Volks bewegen, das nationale Bewußtsein ist der Boden, auf welchem er steht und zwar so fest steht, daß er gar nicht zuzusehen braucht, daß er nicht falle. Es gehört dies eben zum Wesen des Epos, welches aus Mythus und Sage gewoben ist, daß es nicht ins allgemeine Reich des Märchenhaften oder gar des Phantastischen ausläuft, sondern in letzter Beziehung auf nationalhistorischer Grundlage ruht. Denn erst da, wo die nationalen Elemente, Mythus und Sage, aufhören, fängt das über Zeit, Raum und Natio-

nalität schwebende lustige Treiben des Märchens an. Und so ist denn Homer für uns auch eine Quelle der geschichtlichen Kenntnis der Zustände jener uralten Welt und es ist ja in letzter Zeit durch Schliemann die Aufmerksamkeit auf dieses Gebiet gerichtet worden. Bei Homer ist schon alles zu finden, was zum Charakter der späteren Griechen gehört. „Die deutsche Nation, sagt Ranke, hat den Vorzug, daß ein Moment ihrer ältesten Vergangenheit durch einen gleichzeitigen Historiker ersten Rangs geschildert worden ist: unvergleichlich größer ist der Vorzug der Griechen, aus uralter Zeit ein einheimisches Gedicht zu besitzen, welches ihre früheren Zustände mit unverkennbarer Wahrhaftigkeit und in vollendeter Form vergegenwärtigt.“ Es wäre leicht zu zeigen, wie die hervorstechendsten Charakterzüge der Griechen schon in den homerischen Helden repräsentiert sind. Der Mut, mit welchem die Griechen den Persern siegreich widerstanden, ist Eigentum aller Helden; die Klugheit und Erfindsamkeit erscheint vor allem in Odysseus; die Lust an Gesang und Saitenspiel finden wir bei Achilleus, der in seinem Zelt die Ruhmesthaten der Helden zur Kithara besingt; die Freude an den Kampfspielen zeigt sich bei der Leichenfeier des Patroklus; das Gefallen an der körperlichen Kraft und Schönheit wie an der geistigen Lebendigkeit und Vielseitigkeit zieht sich durch das ganze Epos hindurch und ist in einer Menge von Epitheta ausgedrückt; jene echtgriechische Lust an Lust, Licht und Leben, die trotz aller melancholischen Anwandlungen den Grundzug des griechischen

Wesens bildet, ist nirgends plastischer ausgeprägt, als in dem Ruf des Aias, der bei nächtlichem, von Zeus über das Schlachtfeld ausgebreitetem Dunkel am Sieg verzweifelnd ausruft:

Laß doch im Lichte uns sterben, da uns zu sterben beschieden!

Aber auch die Schattenseite des griechischen Charakters, die List und Verschlagenheit, die Lust an der Täuschung und Lüge, wenn sie nur schön und gewandt ist, sind zur Genüge vertreten, vor allem durch den erfindungsreichen Odysseus. Homer, sagt Aristoteles, hat am besten gezeigt, wie man in der rechten Weise lügen soll, und die Spartaner sagten sprichwörtlich: lügen wie Homer. Auch an Zügen der Härte und Selbstsucht, die den historischen Griechen eigen war, fehlt es bei Achill und andern Helden nicht.

Doch bedeutender als diese prophetische Typik ist, daß bei Homer die Anfänge einer Zivilisation und Kultur uns vorgeführt werden und zwar so, daß schon ein in sich fertiges Wesen vorhanden, daß die Stufe der Roheit überwunden ist. In dieser Beziehung, sofern die älteste Zeit dargestellt ist durch die Thätigkeit der Phantasie, aber doch auf historischem Grund, wiegt das Element der Sage vor, während wir sonst vorherrschend im Gebiet des Mythus uns bewegen. Ein eigentliches Staatswesen ist noch nicht vorhanden, das Zusammenleben ist noch ein patriarchalisches, gewissermaßen ein Familienleben in kleineren oder größeren Kreisen, der König erscheint als Priester, Richter, Heerführer, aber er befiehlt, wie das Tacitus auch bei den

alten Deutschen hervorhebt, mehr durch Rat und Beispiel, als durch förmliches Regiment. Die Könige sind Söhne des Zeus und ragen über das Volk hervor, welches ihnen gegenüber nur als unselbständige Masse erscheint und als die Herde vom Hirten geleitet wird; die einzige Macht, welche neben dem König da ist, ist der Priester und der Seher. Und wie das Familienhaupt bloß eines ist, so auch der König: denn nicht gut ist Vielherrschaft. Von der Weise des königlichen Waltens aber hängt es ab, ob die Völker gedeihen. Ein solches Gedeihen ist bei Homer vorhanden, wir finden eine Kulturstufe, die jedenfalls eine lange Entwicklung hinter sich hat. Der homerische Grieche ist schon viel auf dem Meer herumgekommen, Odysseus hat vieler Menschen Städte und Länder gesehen und weiß von fernen Gestaden und abenteuerlichen Geschöpfen zu erzählen. Schiffahrt und Handel mit den kleinasiatischen Küsten, mit Phönizien und Aegypten und wohl noch ferneren Ländern wird eifrig betrieben, die Kunst hat schon eine gewisse Höhe erreicht, allerlei Meister, allerlei Arbeiten im Kunstgewerbe werden erwähnt, und offenbar sind es die Völker des Ostens, welche vermöge ihrer älteren Kultur Lehrer der Griechen geworden sind. Man weiß die Metalle zu bearbeiten, es ist die Zeit, wo an die Stelle von Kupfer und Bronze das schwerer zu bearbeitende Eisen zu treten beginnt; aber auch Zinn, Glasfluß, Bernstein sind bekannt. Das Hirtenleben ist überwunden, Ackerbau und festes Wohnen ist Voraussetzung. Die allmähliche historische Entwicklung stellt sich

aber besonders auch darin dar, daß — was ich hier nicht weiter ausführen kann, was aber die beste Gelegenheit zur nötigsten Einführung in die homerische Kritik darböte — ein sehr deutlicher Fortschritt von den Zuständen der Ilias stattfindet zu den Zuständen der Odyssee. Letztere zeigt uns deutlich eine höhere Stufe der Entwicklung in den äußeren Hantierungen und Einrichtungen, in Gesellschaft und Gemeinwesen, besonders aber in den sittlich-religiösen Vorstellungen. Was nun die letzteren, die Begriffe von Sittlichkeit und Religion, betrifft, die uns bei Homer begegnen, so haben wir auch hierin den Typus der gesamten Vorstellungsweise der Griechen, man könnte sagen der meisten antiken Völker. Wir sind gewohnt, Religion und Sittlichkeit in engste Beziehung zu einander zu setzen, anzunehmen, daß ohne religiöse Grundlage die Sittlichkeit eigentlich keinen gesicherten Boden habe. Mag dies so sein oder nicht, jedenfalls finden wir in der populären Vorstellung des Altertums davon das Gegenteil: sittliches Bewußtsein und sittliches Handeln gründet sich da keineswegs auf eine tiefe und wahre Religiosität. Die homerischen Götter gehören ja doch zu den sehr problematischen Naturen, sie sind weit entfernt von sittlicher Vollkommenheit, und die Art und Weise, wie der Dichter d. h. das damalige Zeitbewußtsein sie auftreten, denken, handeln und leiden läßt, läßt ihr Thun und Treiben keineswegs immer als ein der Götter würdiges erscheinen. Zwar weiß der Dichter, wie bei seinen Helden, so auch bei seinen Göttern immer wieder ein gewisses

Gegengewicht gegen die Mängel aufzustellen: Zeus, der König der Götter, so schwach er in mancher Beziehung ist, ist doch immer wieder der gewaltige, der mit dem Wink seiner Brauen den großen Olympos erschüttert, der patriarchalische Vater der Götter und Menschen, und so weiß Homer auch die andern Götter, bezeichnenderweise mit Ausnahme des die kriegerische Roheit darstellenden Gottes, des Kriegsgottes Ares, immer wieder aus Staub und Schmutz emporzuheben und in unserer Achtung wieder herzustellen. Aber praktisch findet der Mensch mit den Göttern sich durch Opfer und Gaben ab und trägt kein Bedenken, Schuld und Unheil auf die Schultern derselben zu wälzen, wiewohl auch hierin ein gewisser Unterschied zwischen Ilias und Odyssee sich zeigt. Hat nun aber, wie schon Herodot sagt, Homer den Griechen ihre Götter geschaffen und hat er die Götter mit so vielen Schwachheiten ausgestattet, so begreift sich daraus der Charakter der späteren griechischen Religiosität und Theologie im allgemeinen, es ist aber auch nicht unberechtigt, wenn die späteren Philosophen, namentlich Plato, mit Homer und seinen Göttern sehr unzufrieden sind. Mag immer auch Plato von seiner Grundansicht aus, daß das Schöne lediglich durch die Theilnahme an der Idee bedingt sei und daß Erkenntnis der Wahrheit die höchste Schönheit sei, einseitig urteilen, so ist doch nicht zu leugnen, daß eine Theologie, die auf Homer sich gründete, mit der Idee des Göttlichen auf sehr gespanntem Fuß leben mußte. Und das hat sich ja auch in der religiösen Ent-

wicklung der Griechen thatsächlich gezeigt: sie haben ihre Götter äußerlich hoch geehrt, haben ihnen herrliche Tempel und Statuen errichtet, sind sogar, wie der Apostel Paulus bei seinem Besuch in Athen gefunden hat, sehr gottesfürchtig gewesen, — auch die Römer rühmten sich freilich, die frömmsten aller Menschen zu sein, — aber auf die Sittlichkeit konnte ihr Glaube an die Götter und gerade an diese Götter keinen tieferen Einfluß haben. Die Schönheit ist wohl von Homer den griechischen Göttern als bleibende, sie vor allen ihren Kollegen auszeichnende Mitgabe beschert worden, aber die Sittlichkeit hat er ihnen nicht mitgegeben. Nun ist aber eben merkwürdig, und es ergiebt sich daraus der Mangel an engem Zusammenhang zwischen dem Sittlichen und Religiösen, daß das sittliche Bewußtsein bei Homer keineswegs an denselben Mängeln leidet, wie das spezifisch religiöse, man nimmt wahr, wie in ganz naiver Weise die bis zum Anstößigen gehende Anthropomorphisierung der Götter und eine ernste sittliche Anschauung beim homerischen Menschen fast unvermittelt neben einander stehen. Nicht bloß verkörpert finden wir sittliche Eigenschaften in den Helden und Heldinnen, wie die Heimat- und Vaterlandsliebe in Odysseus und Hektor, die Freundschaft in Achilleus, das Pflichtbewußtsein des Herrschers in Agamemnon, die ehliche Treue in Penelope u. s. w., sondern es ist auch im homerischen Epos eine Menge von Sittensprüchen ausgestreut, welche von scharfer und richtiger Beobachtung wie von sittlichem Ernst Zeugnis geben und auf die spätere

Zeit einen tiefgehenden Einfluß gehabt haben. Wenn der Dichter sich erlaubt, mit seinen Göttern ein freies und schönes Spiel zu treiben, so wird ihm doch das Sittliche, wenn es natürlich auch im Gewand der Zeitvorstellungen erscheint, nie ein Gegenstand des Spiels oder gar der frivolen Laune. So zieht sich durch das homerische Epos die Idee hindurch, daß Maßlosigkeit, Uebermut, Selbstüberhebung notwendig zu Unheil und Verderben führen, daß alle Schuld sich rächt auf Erden; Treue, Vaterlandsliebe, Ausdauer und andere Tugenden werden verherrlicht, aber die Götter, diese Götter haben daran eigentlich keinen oder doch keinen maßgebenden Anteil, die Menschen sind für sich so und wären so, wie es scheint, auch ohne die Götter, und so sehr auch betont wird, daß die Menschen für ihre materielle Existenz der Götter bedürfen, so wenig bedürfen sie derselben als Stütze ihres sittlichen Wesens. Es liegt nahe, dieses Verhältnis von Religion und Sittlichkeit mit den christlichen Anschauungen zu vergleichen.

Man könnte nun freilich fragen: ob eine solche Darstellung des Göttlichen und Religiösen nicht dem sittlich-religiösen Gefühl der Schüler zum Schaden gereichen könne. Aber das ist doch gewiß nicht zu befürchten. Ich will nicht davon reden, daß dann überhaupt die ganze antike Welt mit all ihren Tugenden, die ja nur glänzende Laster wären, aus dem Unterricht verbannt werden müßte und daß wohl auch das Alte Testament nicht ganz ungerupft davon käme; aber diese homerische Welt liegt uns doch so fern,

ist für uns praktisch so wenig maßgebend, daß ein schlimmer Einfluß von ihr nicht ausgehen kann; wozu dann noch kommt, daß alles als natürlich erscheint, daß raffinierte Lust am Anstößigen, daß Frivolität dem Schüler nirgends begegnet. Sollte man es etwa für notwendig halten, einen Auszug aus Homer in usum delphini der Jugend vorzulegen, so würde mindestens mit demselben Recht eine Schulbibel zu verlangen sein.

Es ließe sich noch manches ausführen, wie namentlich das Verhältnis Homers zur Entwicklung der griechischen Kunst und damit der Kunst überhaupt; ich kann aber nur noch weniges kurz berühren. Einmal liegt es nahe, das homerische Epos mit anderen Epen, die im Unterricht vorkommen, zu vergleichen, mit Vergils Aeneis, was ein sehr umfang- und lehrreiches Kapitel gäbe, insbesondere aber auch mit unserem Nibelungenlied. Ein solcher Vergleich kann u. a. für die Erkenntnis der nationalen Anschauungen oder, wie man jetzt gewählter zu sagen pflegt, der Psyche der Völker fruchtbar gemacht werden. Was nun das Nibelungenlied betrifft, so tritt in diesem, während das Religiöse ähnlich wie bei Homer äußerlich bleibt, das Sittliche unstreitig in stärkerer Betonung und zwar in ausgeprägt nationaler Richtung hervor: während der Grieche von lebhafterer Phantasie zum Schönen hingezogen wird und darüber doch das Sittliche nicht selten verloren geht, ist der germanische Geist tiefer nach der sittlichen Seite angelegt und bewegt. In der Charakteristik der Helden mag man beide

Epen neben einander stellen: auch im Nibelungenlied findet sich klare Ausprägung, wenn auch die homerischen Helden entschieden plastischer uns vors Auge treten. Auch das Abenteuer ist im deutschen wie im griechischen Epos nicht ein planloses, wie in den Ritterepen des Mittelalters, sondern in sich abgeschlossen und von sittlichen Ideen getragen, und was Einheit des Ganzen betrifft, so dürfte das Nibelungenlied über Homer, namentlich über die Ilias, zu stellen sein: es umfaßt einen größeren Kreis von Sagen und Mythen, ohne deshalb die Einheit zu verlieren. Aber entschieden steht das Nibelungenlied zurück hinsichtlich der Form und des poetischen Ausdrucks, wozu freilich die ganze Anlage beider Sprachen viel beiträgt. Wie erscheint gegenüber der sog. Nibelungenstrophe, diesem ruhigen, gelassenen, wenig Abwechslung gestattenden, in einem gewissen Phlegma sich gefallenden Metrum der homerische Vers klangvoll, kühn, lebendig, aller Modulationen fähig. Wie erklingen dem Ohr die homerischen Verse — und auch wer nicht griechisch versteht, muß den Unterschied empfinden:

Δεῦρ' ἄγ' ἰών, πολύαιν' Ὀδυσεῦ, μέγα κῦδος Ἀχαιῶν,
Νῆα κατάστησον, ἵνα νωϊτέρην ὄπ' ἀκούσῃς oder:
Εἰμ' Ὀδυσεὺς Λαερτιάδης, ὃς πᾶσι δόλοισιν
Ἀνθρώποισι μέλω καί μευ κλέος οὐρανὸν ἵκει oder
ἡ δ' ἔνδον ἀοιδιάουσ' ὀπὶ καλῇ
Ἱστὸν ἐποιχομένη χρυσείῃ κερκίδ' ὕφαινεν,

ganz anders als die Nibelungenstrophe:

Uns ist in alten Mären wunders viel geseit
Von heleden lobebären, von grôzer arebeit,
Von fröuden, hôchgezîten, von weinen und von klagen,
Von küener recken strîten müget ir nu wunder hôren sagen.

Und das ist nun schließlich nicht der geringste Grund, weshalb wir uns nicht mit Uebersetzungen des Homer im Gymnasium begnügen können, wie das schon oft vorgeschlagen worden ist. Gerade das Gefühl für die schöne Form, die Gelegenheit zur Bildung des Sinnes für das Melodische und Rhythmische der Sprache müßte dann verloren gehen: denn auch die beste Homerübersetzung kann keinen Ersatz bieten. Mag auch die Sprache dem Schüler anfangs manche Schwierigkeiten machen, so kann späterhin um so mehr Gewinn aus dem Lesen des Orginals in ästhetischer Richtung gezogen werden.

Die Poesie nicht bloß der Griechen, sondern aller gebildeten Völker, welche von den Griechen gelernt haben, ist dem geheimnisvollen blinden Sänger zum Dank verpflichtet; nicht minder hat die Lehre vom Schönen, die Aesthetik, in ihren bedeutendsten Vertretern an Homer sich gehalten. Wie Aristoteles seine Bestimmungen über das Epos durch die Betrachtung der homerischen Gedichte gefunden hat, so hat auch Hegel in seiner Aesthetik dem Homer die Züge entnommen, welche für das Epos maßgebend sind. Durch drei Jahrtausende hindurch ist Homer ewig jung und frisch geblieben. Homer, sagt einer der Alten (Plutarch), steht über dem wechselnden Zeitgeschmack, er allein ist immer neu und vollkommen, und Goethe gebraucht mit Anspielung

auf die zerstückelnde Kritik, die dem Homer doch nichts anhaben könne, das Bild: „Homers Gedicht hat die Wunderkraft wie die Helden Walhallas, die sich morgens in Stücke hauen und mittags wieder mit heilen Gliedern sich zu Tische setzen."

So möge denn unsere Jugend auch forthin aus diesem Quell jugendliche Frische und Gesundheit schöpfen.



Schiller im Gymnasium.

Horaz im Gymnasium, Homer im Gymnasium — diese zwei Themata habe ich in den letzten Jahren bei Gelegenheit des Jahresschlusses besprochen, ich möchte nun noch ein drittes hinzufügen: Schiller im Gymnasium. Denn diese drei, Homer, Horaz, Schiller, gehören in gewissem Sinne zusammen, sie bilden ein zum Ganzen wohlgefügtes Triumvirat. Wir haben in ihnen die Vertreter der drei Hauptgattungen der Poesie: den Vertreter des Epos, der kindlich naiven und doch so überaus kunstvollen Volksdichtung, den der Lyrik, die zugleich mit Didaktik erfüllt und durchdrungen ist, und den des Dramas und zwar des Dramas auf der höchsten Stufe seiner modernen Entwicklung; wir haben aber in ihnen zugleich die Vertreter dreier Nationen, in welchen der allgemeine Kulturfortschritt wie die nationale Besonderung der Menschheit ganz vorzüglich ausgeprägt ist. Man kann wohl sagen: wer diese drei Repräsentanten der

Poesie sich zu eigen gemacht hat, hat nach Form und Inhalt einen guten Teil des Besten gewonnen, was der dichtende und denkende Menschengeist hervorgebracht hat, einen Schatz nicht bloß für die Schule, sondern für das Leben. Daß aber zu den antiken Dichtern der moderne, der deutsche Dichter sich geselle, braucht keiner Rechtfertigung. Wir lehren ja zwar lateinisch und griechisch, wir lehren aber auch deutsch, ja man verlangt in unserer Zeit, daß das Deutsche „den Mittelpunkt des gesamten Unterrichts bilde“. Das ist nun zwar auch jetzt schon der Fall: wir lehren und üben die Muttersprache in jeder Stunde und an jedem Stoff, ausdrücklich und gelegentlich: aber so ist jene Forderung nicht gemeint, die doch besagen will, daß das Deutsche für sich in weiterem Umfang gelehrt werden solle. Meint man nun, mit dieser Forderung habe man die Zauberformel gefunden, die den Zugang zu der Höhle Xa Xa öffne, in welcher man die Fülle aller didaktischen Schätze finde, man habe den Stein der Weisen entdeckt, mit welchem man alles Unreine und Unvollkommene des Unterrichts, seiner Methode und Resultate, sofort in Gold verwandeln könne, so kennt man das Wesen des Unterrichts nicht. Ich will nur auf zwei Punkte hinweisen: auf das Lesen und den Aufsatz. Jeder Lehrer weiß, welche Sisyphusarbeit es ist, die Schüler von unten an bis oben hinaus zum richtigen Lesen zu bringen — und gar zum Lesen mit Verstand und Verständnis: wie schwer das ist, hat Goethe gewußt, wenn er sagt: „die guten Leutchen wissen nicht, was es einen für

Zeit und Mühe kostet, lesen zu lernen: ich habe 80 Jahre dazu gebraucht und kann jetzt noch nicht sagen, daß ich am Ziele wäre." Und der Aufsatz, dieses Schmerzenskind und enfant terrible — darüber wissen die Weisesten noch nichts absolutes; ja es wäre leicht zu raten, wenn man nicht zweierlei dazu nötig hätte, um es mit einem hohen Wort Goethes zu sagen: den Gehalt in deinem Busen und die Form in deinem Geist. Aber es giebt nichts schwierigeres auf der Welt, als einem noch unfertigen Menschenkind Gedanken und Gehalt, Urteil und Geschmack beizubringen. Indessen soweit ist man doch so ziemlich einig, daß man annimmt, die Lektüre sei als Grundlage und Hauptinhalt des deutschen Unterrichts zu betrachten und zu behandeln. Fragt man nun, welchen deutschen Schriftsteller man ganz besonders lesen soll, so ist auf breitester Stufe kein anderer dazu so geeignet als Schiller. Und man wende nicht ein, man brauche doch einen deutschen Dichter nicht in der Schule zu lesen, der verstehe und erkläre sich ja von selbst, solche Lektüre führe nur zur ästhetischen Salbaderei und zur Pedanterie. Es ist doch nicht weniges bei Schiller gar nicht so leicht zu verstehen, er giebt uns gar manche Rätsel auf, der Schüler aber soll eben lernen, beim Lesen etwas zu denken; und sodann ist die Frage, ob gegenwärtig in einer Zeit, welche eine Menge leichteren und angenehmeren Lesefutters darbietet, gerade unsere Klassiker durch eigene Kraft zu ihrem Rechte kommen. Also lesen wir immerhin Schiller und lesen ihn fleißig und gründlich. Der Sinn

für das Schöne, Phantasie und Geschmack, der Sinn für das Wahre, Verstand und Urteil, der Sinn für das Gute, Gemüt und sittliches Streben, das alles wird bei Schiller seine Förderung und Stärkung finden, Schiller kann für jeden ein Erzieher werden weit besser als Rembrandt, und seine Erziehungsmittel bieten sich dar in der Form des Schönen, in der Poesie.

Es ist eine große Idee Schillers gewesen, Anleitung zu einer ästhetischen Erziehung zu geben, unter welcher eigentlich das zu verstehen ist, daß die in jedem Individuum von Natur vorhandene Anlage zum Idealen sich in der sinnlichen Erscheinung verwirkliche, daß durch Anschauung und Aufnahme des Schönen das Sinnliche und das Vernünftige zur Einheit zusammengehen und so die Freiheit und Geistigkeit gleichsam Fleisch und Blut erhalten solle. Es ist dies sicherlich ein Teil der sog. allgemeinen Bildung und so hat neben der Begründung des Wissens die Pflege und Uebung des Schönen als Grundlage und Voraussetzung des Geschmacks herzugehen, so gut es eben geschehen kann. Denn einem Menschen, wenn er auch noch so viel weiß, fehlt doch etwas wesentliches, wenn er keinen Geschmack hat, der ja zur Menge des Wissens keineswegs immer in geradem Verhältnis steht. Hiezu aber dient die Lektüre der Dichter, der antiken und der modernen, und ganz besonders Schillers. Und da werden wir die Jugend zuerst einführen in die epischen Gedichte: nicht in ein großes Epos, wie es durch Homer vertreten ist, sondern in die kleinen

Epen, die erzählenden Gedichte, die Balladen und Romanzen. Wer kennt sie nicht, diese in Fleisch und Blut jedes Gebildeten übergegangenen, jedem vertraut gewordenen Gedichte, den Taucher, den Graf von Habsburg, die Kraniche des Ibykus u. s. w. — und sind sie nicht den meisten von Jugend auf, von der Schule her so vertraut, ein Eigentum des Gedächtnisses und des Gemüts geworden. Was nun diesen Balladen ihren pädagogischen Wert giebt, ist nicht bloß die meisterhafte Form, die jedem Gegenstand aufs beste angepaßt ist, nicht bloß der sagenhafte oder historische Inhalt, nicht bloß die vollendete Darstellung einer in sich abgeschlossenen Begebenheit, sondern es ist auch der ideelle Gehalt, der in diesen kleinen Epen liegt. Besonders fruchtbar und willkommen sind gerade dem Gymnasium die meisten dieser Balladen schon deshalb, weil sie antike Stoffe behandeln und antike Ideen zum Ausdruck bringen, Stoffe und Ideen, welche den Schülern aus den Schriftstellern des Altertums bekannt sind und nun bei Schiller ihre schönste Fassung, ihre eindrucksvollste Darstellung finden. Um nur einige anzuführen: im Ring des Polykrates ist es der vielberufene Neid der Götter, der uns vorgeführt wird, in der Bürgschaft die Macht treuer Freundschaft, eine echt antike Vorstellung, die oft bei den Alten das moderne Gefühl der Liebe ersetzen muß, in den Kranichen des Ibykus der bei den Alten stets wiederkehrende Gedanke, daß jede Schuld sich rächt auf Erden, daß die Nemesis, wenn auch langsam, so doch sicher den Schuldigen erreicht, in der

Kassandra der Fluch des über sterbliches Maß sich erhebenden Wissens, denn „nur der Irrtum ist das Leben und das Wissen ist der Tod," dasselbe was Horaz in einer seiner schönsten Oden sagt: „Wohlweise deckt zukünftiger Zeiten Lauf und Ziel mit undurchdringlicher Nacht der Gott," — in dem schon durch seinen melodischen Rhythmus ergreifenden Siegesfest die Vergänglichkeit alles Irdischen:

Rauch ist alles ird'sche Wesen, — Wie des Dampfes Säule weht, Schwinden alle Erdengrößen, Nur die Götter bleiben stet.

Wir befinden uns hier hinsichtlich sowohl des epischen Stoffes als des ideellen Gehalts gleichsam en pays de connaissance: der alte Vater Herodot und die Tragiker der Griechen leben wieder auf, sie geben und erhalten einen Beitrag zur Erklärung und zum Verständnis, es sind Stoffe, welche zum vollen Nachfühlen, zum vollen Nach d e n k e n ein Daheimsein auf dem griechischen Boden verlangen, welche aber zugleich so allgemein menschliche Ideen enthalten, daß sie jedem zugänglich und verständlich sind. Wir machen die Jugend auch mit Uhlands Balladen bekannt, — oder sollte dies etwa überflüssig sein? — aber wertvoller und höher steht der Dienst, den die Schiller'schen Gedichte uns erweisen. Auch bei Uhland haben wir nicht selten einen ideellen Gehalt: Balladen wie das Glück von Edenhall, wie Bertran de Born, des Sängers Fluch stellen sich in dieser Beziehung den Schiller'schen zur Seite, ja man könnte versucht sein zu sagen, der einfache Gedankengang, die volkstümliche Sprache mache sie für den Jugendunterricht

sogar geeigneter. Und doch dürfte dies nicht zutreffen. Denn gerade das Erhabene, Volltönende, rhetorisch Glanzvolle der Schiller'schen Diktion ist für die Jugend eindrucksvoller und ergreifender: in der Jugend ist die Phantasie erregbarer als der Verstand und das Einfache in der Kunst verlangt immer eine reifere Bildung des Geschmacks. Sodann bewegt sich Uhland, was den Inhalt seiner Balladen betrifft, doch mit Vorliebe in einer uns ferner stehenden, oft phantastischen Welt, in der Welt des Mittelalters und der Romantik, des Rittertums und Minnegesangs oder des nordischen Recken- und Skaldentums: das Romantische aber ist, wenn auch nicht immer, wie Goethe sagt, das Kranke, so doch das dem Klassischen Entgegengesetzte: denn wenn wir mit dem Begriff des Klassischen das in strengster Form sich Darstellende, Klare, Bestimmte, plastisch Ausgeprägte verbinden, so haftet dem Romantischen die Vorstellung des mehr in der unergründlichen Tiefe des Gemüts vor sich Gehenden, des Geheimnisvollen und Ahnungsreichen an, welches mit dem Verstand nicht immer erfaßt werden kann, weil in der That die Gedanken zu fern stehen. Man vergleiche den Schwarzen Ritter mit dem Ring des Polykrates: es ist dieselbe Idee, die beiden Gedichten zu Grund liegt und doch wie verschieden ausgeprägt: dort mystisches Dunkel, hier die hellste Klarheit. Was Uhlands Balladen, wenigstens zum Teil, für den Unterricht weniger geeignet macht, ist einerseits ein großer Vorzug, nämlich die Einfachheit, und ist andererseits ein Fehler, die romantische Unbestimmtheit:

womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß die Jugend nicht mit ihrem Uhland vertraut sein solle. Trotz der glänzenden Sprache sind Schillers Balladen mit Ausnahme weniger Stellen leicht verständlich, durchsichtig, der Erklärung nur soweit bedürftig, daß darin ein Anreiz zum Denken liegt, ohne übertriebene und gesuchte Häufung von Bildern und Metaphern: wenn man letztere sucht, so muß man etwa Freiligraths Löwenritt deklamieren und daneben die unübertreffliche Plastik von Schillers Handschuh stellen: bei Schiller erscheint der Löwe in wenigen kräftigen Zügen als echter König der Tiere, während ihn Freiligrath einen theatralischen Parforceritt in einem afrikanischen Zirkus ausführen läßt. Geradezu unersetzlich aber und bei keinem andern Dichter für die Jugend in dieser Weise zu finden sind solche halb epische, halb lyrisch-didaktische Gedichte, welche uns ein umfassendes Bild des wirklichen Lebens wie der Geschichte der Menschheit geben, z. B. die Glocke und der Spaziergang: wer in der Schule Philosophie der Geschichte, zumal der Kulturgeschichte lehren wollte, müßte diese beiden unvergleichlichen Gedichte zu Grund legen. Daß man aber solche Schöpfungen auf Gemüt, Phantasie und Intellekt wirken lassen muß, ohne peinlich und pedantisch zu verfahren, braucht nur dem gesagt zu werden, der überhaupt die Hand fern vom Pflug halten sollte.

Mit solchen Gedichten aber, wie die Glocke, kommen wir schon zu der zweiten Gattung der Poesie, zu der Lyrik. Wie steht es mit dieser und ihrer Verwendung für den

Unterricht bei Schiller? Man nennt Goethe den größten unserer Lyriker — gewiß mit Recht — und zwar warum? Vor allem weil seine Lieder der Gelegenheit entsprossen sind — „hier ist Rhodus, hier tanze, du Wicht, und der Gelegenheit mach' ein Gedicht", heißt es bei ihm — d. h. weil sie aussprechen, was der Dichter bei einem bestimmten Anlaß in Freude und Leid, in Lust und Schmerz erlebt und empfunden hat. Solches Empfinden aber ist zunächst etwas dem Empfindenden ausschließlich angehörendes, rein individuelles und daher nicht ohne weiteres auf andere übertragbar und zum Nachempfinden angethan, namentlich da nicht, wo Alter, innere Entwicklung, äußere Umstände die Reproduktion gleicher oder ähnlicher Empfindung erschweren oder gänzlich ausschließen. Gerade die am tiefsten und wahrsten empfundenen Lieder der reinen Lyriker sind einem im Innern des Gemüts quellenden Born entströmt, in dessen Tiefe nicht jeder zu schauen und niederzutauchen berufen ist. Lieder, wie die Jugendgedichte Goethes oder wie die schönsten Perlen seiner Lyrik: Wer nie sein Brot mit Thränen aß — Wie kommt's, daß du so traurig bist, da alles froh erscheint — Füllest wieder Busch und Thal Still mit Nebelglanz, Lösest endlich auch einmal Meine Seele ganz: diese und ähnliche Lieder machen einen mächtigen Eindruck nur auf den, bei welchem die inneren und äußeren Voraussetzungen für ähnliche Gefühle schon vorhanden sind. Und dasselbe ist natürlich bei den ähnlichen Liedern anderer Dichter, besonders auch Uhlands, der Fall. Nun vollends

für den Schüler, der weder durch äußere Erlebnisse noch durch innere Erfahrungen in den Stand gesetzt ist, nachzufühlen, was dem Dichter ein Gott zu sagen gegeben hat, wäre gerade das Schönste dieser Art vielfach nichts als ein leeres Wort, als Schall und Rauch. „Sie singen von Lenz und Liebe, von selger goldener Zeit, Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit" — darunter ist doch gar manches, mitunter das feinste und duftigste, was nur da Widerhall findet, wo die Saiten des Gemüts schon gestimmt sind, um harmonisch mitzutönen. Was Geibel in Beziehung auf sprachliche Uebertragung des Liedes sagt, das gilt auch von der Uebertragung von Person zu Person:

„Unübertragbar dünkt mich das Lyrische, ist doch der Ausdruck
Hier von des Dichters Geblüt bis in das Kleinste getränkt.
Auch in verwandelter Form noch wirken Begriff und Gedanken,
Doch die Empfindung schwebt einzig in eigenster Form."

Und zudem: kann man ein solches Gefühl explizieren, analysieren, katechisieren und gar noch darüber examinieren? Könnte der Lehrer, wenn er mit dem Glockenschlag in die Klasse tritt, den Schülern sagen: wir behandeln, wir empfinden in dieser Stunde die Gefühle, welche das Erscheinen des Lenzes oder das Aufgehen des Vollmonds in uns erregt? oder sollte man gar erotische Lieder, denen wir übrigens nicht ängstlich aus dem Wege zu gehen brauchen, breit schlagen? Man kann daher wohl sagen: je vollkommener in seiner Art ein lyrisches Gedicht ist, desto weniger eignet es sich zur methodischen Behandlung im Unterricht. Anders verhält es sich nun mit der Art von Lyrik, welche wir

vorherrschend bei Schiller finden. Es sind bloß wenige Gedichte, die nur solche Gefühle aussprechen, welche der Dichter bei einer bestimmten Gelegenheit gehabt hat und welche nur ihm angehören: es ist vielmehr die sog. Gedankenlyrik, welche Schiller vertritt. Seine lyrischen Gedichte sind zum größten Teil keine eigentlichen Lieder, daher auch nicht singbar, — beim Schillerjubiläum im J. 1859 hat man Not gehabt, ein zum Singen geeignetes Gedicht, das an die Freundschaft, aufzufinden —: „was sie auszeichnet, sagt Hegel, ist der großartige Grundgedanke des Inhalts, dessen der Dichter vollkommen Meister bleibt und den er mit poetischer Reflexion und ebenso schwungreicher Empfindung als umfassender Weite der Betrachtung mit hinreißender Gewalt in den prächtigsten, volltönendsten Worten und Bildern, doch meist einfachen Rhythmen nach allen Seiten hin vollständig expliziert", nicht als ob er ohne Empfindung dichtete, vielmehr diese erhabenen Gedanken erscheinen als das innerste Eigentum seines Geistes, weil sein ganzes Sein und Leben solchen Gedanken geweiht ist. Aber das erste und wichtigste dabei ist allerdings der Gedankengehalt, ist die Idee; die Empfindung ist das begleitende, durch die Idee begrenzte. Und diese von der Idee eingegebenen und durchdrungenen Gedichte singt der Dichter nicht bloß für sich oder für einen kleinen Kreis gleichgesinnter Gemüter, sondern er trägt sie dem Menschengeschlecht vor wie ein Prophet und will dadurch jeden, der dafür empfänglich ist, für seine Ideen gefangen nehmen. Ist so diese Schiller'sche

Gedankenlyrik vorwiegend Sache des freilich in eine höhere Sphäre hinaufgehobenen Intellekts, so trifft zu, was Schiller selber sagt:

„Allen gehört, was du denkst, dein eigen ist nur, was du fühlest."

In diese Kategorie gehören mit die berühmtesten Gedichte Schillers: Glocke und Spaziergang können hieher gerechnet werden, dann die gedankenreichen Gedichte in elegischem Versmaß, kurz alle diejenigen, welche dem Aussprechen einer Idee dienen. Hier ist es weder der Ausdruck des individuellen Gemütslebens noch die vorübergehende Laune des Zeitgeistes, um was es sich handelt, sondern das Allgemeine, was für jeden zu jeder Zeit bestimmt ist, es sind Töne, welche im sittlichen Bewußtsein des Menschen, auch des noch unreifen, einen notwendigen, wenn auch nicht immer zu voller Klarheit gelangten Widerhall finden, es sind die substanziellen Momente, die tiefsten Fragen und Probleme, die ewigen Reize und Konflikte des Menschenlebens und der Geschichte, in deren Mitte der Hörer hineingestellt ist.

Daß nun der Schüler in diese Gedankenlyrik Schillers einzuführen ist, braucht nicht weiter begründet zu werden, eben so wenig aber auch der Satz, daß ihm der Inhalt dieser Gedichte durch Erklärung näher gebracht werden muß: denn so leicht zu verstehen sind sie nicht, selbst nicht für den, der logisch und philosophisch zu denken vermag. Man mag ja wohl die schwierigsten Sachen, wie die Künstler,

bei Seite lassen: es handelt sich nicht darum, mit philologischer Akribie alles und jedes zu erklären, man könnte dadurch leicht den feinsten Duft der Poesie verwischen und zerstören, sondern darum, den wesentlichen Inhalt, die leitende Idee möglichst eindringlich zum Bewußtsein zu bringen, zum Eigentum des Gemüts, zum Gegenstand lebhaften und bleibenden Interesses zu machen. Das ist nicht eben schwer bei einfachen Produkten wie die Worte des Glaubens, die Worte des Wahns, die vier Weltalter, schon schwieriger bei Gedichten wie der Genius, das Glück, die höchste Aufgabe für sympathisches Verständnis und didaktischen Takt des Lehrers stellen Gedichte wie das Ideal und das Leben. Die Hauptsache ist hier immer nicht sowohl das buchstäbliche Wortverständnis, das freilich nicht fehlen soll, als die Erregung eines sittlich-ästhetischen Pathos, welches auf klarem Erfassen der beherrschenden Idee beruht. Es ist ein herrliches Stück Philosophie, welches in diesen Gedichten sich darbietet, ein ideeller Extrakt aus dem realen Inhalt und Fortschritt der Zeiten und Menschen. Was Schiller von seiner Glocke sagt, ist, wie Hegel treffend bemerkt, auch auf seine Gedichte anwendbar:

Hoch überm niedern Erdenleben Soll sie im blauen Himmelszelt
Die Nachbarin des Donners schweben Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben Und führen das bekränzte Jahr,
Nur ewigen und ernsten Dingen Sei ihr metallner Mund geweiht
Und stündlich mit den hellen Schwingen Berühr' im Fluge sie die Zeit.

Wenn Schiller als Lyriker hinter Goethe und manchem

andern Dichter zurücksteht, so ist sein Primat auf dem Gebiet des Dramas von allen Vorurteilslosen anerkannt. Im Drama aber bietet sich ein größeres, umfassenderes Ganzes dar, dessen Erfassung im einzelnen wie im großen eine andauernde Aufmerksamkeit, ein klares Denken, eine lebhafte Phantasie und sittliches Interesse fordert. Auf wie viele Dinge kann hier bei der Lektüre im Unterricht aufmerksam gemacht werden: auf die Grundlage in Sage oder Geschichte, auf welcher das Stück auferbaut ist, auf den Gang der Handlung, welche nach dem treffenden Ausdruck des Aristoteles Anfang, Mitte und Ende haben muß, auf die Motive, von welchen die handelnden Personen geleitet werden, auf die einzelnen Charaktere, ihren Grundgehalt und ihre Entwicklung, auf den innern Zusammenhang der verschiedenen Teile, auf Verwicklung, Peripetie und Katastrophe, auf die Handlungen und ihre Folgen, insbesondere in der Tragödie auf Schuld und Strafe, ferner auf den Rhythmus der Sprache, auf die Technik in der Veranschaulichung u. s. w. Schillers Dramen aber sind wieder für die Jugend ganz besonders geeignet von allen dramatischen Erzeugnissen unserer Litteratur: gerade auch seine oft ins Rhetorische fallende Ausführung allgemeiner Gedanken trägt wesentlich dazu bei. Ich will mich auf einige Punkte beschränken. Da ist es nun einmal die Idee der Freiheit, von der die Schiller'schen Dramen durchdrungen und erfüllt sind, der Freiheit heroischer Charaktere, welche aber nicht gesetzlos ist, sondern das sittliche Gesetz bestätigt

und vollendet. Die stürmische Sprengung der Ketten, welche von seiten der Allgemeinheit den Einzelnen binden, zeigen die Räuber, aber Karl Moor, der edle Räuberhauptmann, behält doch zuletzt Unrecht: die ewige Gerechtigkeit zeigt sich darin, daß er hingeht, um sich der irdischen Gerechtigkeit zu überliefern. Sturm und Drang beherrschen auch die nächsten zwei Dramen, Fiesco und Kabale und Liebe. Diese noch jugendlich maßlosen Stücke braucht man in der Schule nicht zu lesen, man kann sie doch wohl als bekannt voraussetzen; überaus wertvoll aber ist es, namentlich auf Kabale und Liebe hinzuweisen, weil dieses Stück auf historischer Grundlage, auf dem Boden der Zeitgeschichte steht. Wenn man aber mit Recht sagt, gerade bei diesen ersten Stücken könne die Anschauung auf der Bühne durch die Lektüre nicht ganz ersetzt werden, so leistet bei den folgenden von Don Carlos an die Lektüre jedenfalls einen ausreichenderen Dienst, ja es dürfte sich fragen, ob man die rhetorischen Deklamationen des Marquis Posa von der Bühne herab wiederholt hören möchte, lesen aber kann man sie immer wieder. Es können ferner die Freiheits-Ideale, wie sie in diesen Stücken auftreten, mit den Bewegungen der Zeit, dem Charakter und den Bestrebungen der Periode der Aufklärung in fruchtbare Verbindung gebracht werden. Das Jahrhundert, sagt Posa, ist meinem Ideal nicht reif; es wird sich fragen, ob überhaupt irgend ein Jahrhundert für ein solches kosmopolitisches, hypernationales Ideal reif ist oder sein wird. Abgeklärt und sittlich gereift sind diese Freiheits-Ideen in den Stücken

aus Schillers Mannesalter: im Wallenstein die Notwendigkeit sittlicher Freiheit, die dadurch gewonnen wird, daß nicht aus den eigenen Werken des Helden eine Mauer sich auferbaut, welche die Rückkehr türmend hemmt; in der Jungfrau von Orleans die Idee der nationalen Freiheit, die patriotische Begeisterung; in Maria Stuart die Läuterung der Seele von den Flecken jugendlichen Leichtsinns und Vergehens zur inneren Freiheit und gegenüber die Unfreiheit der Siegerin, welche in die Sklaverei des Volksdiensts sich gebannt fühlt; endlich im Tell die Befreiung eines tyrannisch geknechteten Volks. Es sind das lauter dramatische Variationen des Worts: „Der Mensch ist frei, und wär' er in Ketten geboren.“ Es ist ein Thema, welches im tiefsten Wesen der Schiller'schen Persönlichkeit begründet ist. Gebunden erscheint die Freiheit in der Braut von Messina. Gerade diese eigentümliche Tragödie aber ist besonders geeignet, eine Brücke vom modernen Drama zum antiken zu schlagen, zu einer Vergleichung der beiden hinzuführen; denn sie tritt selbst heraus aus dem Charakter des modernen Dramas und geberdet sich wie ein antikes. In der Braut haben wir es, mag man es auch leugnen, bestreiten, beschränken, und an Handreichung von Gründen läßt es Schiller selbst nicht fehlen, mit einem Schicksalsdrama zu thun und insofern ist dieses Stück nicht modern, sondern antik. Das antike Drama ist wesentlich Schicksalsdrama d. h. die Ereignisse wie die Handlungen der Helden, welche durch die Ereignisse bestimmt sind, werden hervor-

gebracht nicht vom Willen der Personen, sondern von einem über der Gesamthandlung des Stücks, über dem Willen der Helden stehenden, alles mit Notwendigkeit beherrschenden Schicksal. Das war bei den Alten ganz in der Ordnung, denn eine solche Auffassung beruhte auf mythisch-religiösen Vorstellungen, auf dem Glauben an das Schicksal und an dessen Verkündiger, die Orakel: die thebanischen Tragödien des Sophokles zeigen aufs deutlichste, wie alles zuletzt auf eine von altersher bestimmte Notwendigkeit zurückgeht: durch ganze Geschlechter hindurch erfüllt sich der Fluch und die Lebenden stehen im Bann der Toten, welche die Erde birgt, deren Leib zur Asche zerstäubt ist. So ist es im Grund auch in der Braut von Messina: sind in dieser überhaupt antike Motive verwendet, so ist dies der Fall ganz besonders mit dem Orakel, das in Ehren bleiben muß, damit die Götter gerettet sind, muß auch das Individuum, der Mensch darüber zu Grunde gehen. Es klingt vollkommen antik, wenn Isabella sagt:

„Wann endlich wird der alte Fluch sich lösen,
Der über diesem Hause lastend ruht?
Mit meiner Hoffnung spielt ein tückisch Wesen
Und nimmer stillt sich seines Neides Wut,"

oder wenn der Chor ausruft:

„Wie die Seher verkündet, so ist es gekommen,
Denn noch niemand entfloh dem verhängten Geschick,
Und wer sich mißt es klüglich zu wenden,
Der muß es selber erbauend vollenden."

Dem gegenüber ist nun aber das Prinzip des modernen Dramas und auch der Tragödie das, daß der Mensch seinen

6*

eigenen Willen hat und daß weder durch reinen Zufall noch durch festes Schicksal, sondern durch seine eigene That die Summe seiner Geschicke erfüllt wird, daß jede Schuld zwar, aber die eigene Schuld sich rächt auf Erden. In der That: Antigone und Oedipus sind in anderer Weise schuldig, als Maria Stuart oder Wallenstein: diese fehlen durch eigenen Willen und eigene That, Maria in jugendlichem Leichtsinn, Wallenstein in Auflehnung gegen Gesetz und Staat: „mit eignem Netz, sagt er, hab' ich verderblich mich umstrickt und nur Gewaltthat — und das ist eben sein Verbrechen — kann es reißend lösen." Antigone aber und ihr Vater sind in das Netz verstrickt, das sie nicht selbst gewoben haben, in welches sie mit ihrem ganzen unseligen Geschlecht fatalistisch unrettbar hineingebannt sind. Es ist nur die Kunst des Dichters, die immer wieder den Schein des freien Willens durchschimmern läßt. Auch zur Entscheidung fürs Verbrechen hat der moderne Held Freiheit: der antike Held vertritt ein sittliches Pathos und er dient als Organ für dessen Darstellung: ein so großer Verbrecher wie Karl Moor, Macbeth, Richard III. wäre keine Rolle in einem antiken Stück.

Ich will bei dieser Erörterung des dramatischen Gebiets nur einen Punkt noch kurz berühren. Man kann das Ziel des Gymnasiums so bezeichnen, daß man sagt: es sei berufen historische Bildung zu begründen. Scheint es nun dieser Aufgabe nicht zu widersprechen, wenn man der Jugend Schillers historische Dramen zu lesen giebt, welche doch in

manchen Beziehungen keineswegs die authentische Geschichte vorführen? Um von Tell nicht zu reden, sind denn Maria Stuart, Wallenstein, die Jungfrau von Orleans wirklich so gewesen, wie Schiller sie uns darstellt? Das kann man nicht ohne weiteres behaupten, aber wie mir scheint noch weniger verneinen. An die Geschichte im strengsten Sinn ist der Dichter nicht gebunden, dafür ist er ein Dichter, wenn man auch darüber disputieren mag, wie weit und in welchen Punkten er seiner Phantasie freien Lauf zu lassen berechtigt ist. Bei Schiller jedenfalls ist, wenn auch nicht auf Grund strenger Detailforschung, wie sie etwa heutzutage nach akademischem, auf wissenschaftlichem Gebiet ganz berechtigtem Rezept betrieben wird, so doch auf Grund einer genialen Intuition und Divination das Wesentliche aus der Historie gewahrt. Schon die Jugenddramen enthalten historisch richtige Darstellungen, sofern ein Bild der damaligen Zustände in starken, mitunter groben, aber doch im wesentlichen zutreffenden Zügen vorgeführt wird; am wenigsten historisch ist wohl Don Carlos: hier überwiegt Idee und Phantasie: weder der Infant noch König Philipp sind so gewesen, wie Schiller sie darstellt, Posa vollends ist eben der jugendliche Schiller selbst; aber das Ganze des spanischen Wesens, zumal die Sitte und Art des Hofs, ist der Geschichte entnommen. In den Hauptdramen aber, welche geschichtliches behandeln, Wallenstein, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, ist nicht nur ein überaus anschauliches und wahres Gemälde der ganzen Zeit gegeben, sondern

auch die Charaktere der Hauptpersonen, Wallenstein, Maria, Elisabeth, sind so dargestellt, wie sie in Wahrheit gewesen sind und es ist ja doch auch das ein für den Unterricht sehr ersprießliches Geschäft, zu untersuchen, wie weit die Uebereinstimmung von Dichtung und Geschichte geht und wo sie fehlt. So viel ist sicher: die Gefahr liegt fern, daß dem Schüler durch den gewaltigen Eindruck dieser Dramen Vorstellungen mitgegeben werden könnten, die die historische Kenntnis und Erkenntnis schädigen und Verwirrung in den Köpfen anstiften, im Gegenteil, es wird sicherlich das historische Interesse durch solche Veranschaulichung mächtig geweckt und gefördert werden.

Doch um aus allem ein zusammenfassendes Resultat zu gewinnen, so fragen wir: worin im höchsten Sinn die Einwirkung Schillers auf die Nation, insbesondere auf die Jugend beschlossen ist. Und das möchte ich nun kurz so bezeichnen: Schiller ist ein heroischer Prophet der Idee. Der gewaltige Eindruck, welchen Schillers Dichtungen auf die Jugend machen und machen müssen, wenn ihr ein gesundes Wesen innewohnt, wird aufs kräftigste gehoben und unterstützt durch sein Leben, seine Persönlichkeit. Denn „gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind“. Schiller war eine heroische Natur: davon zeugt sein Leben und Dichten. Er war nicht wie Goethe sein Lebenlang ein Liebling der Götter: durch Niedrigkeit und Not, durch Druck und Enge der Verhältnisse hat er sich durcharbeiten, durchkämpfen müssen: langsam nur

und mühsam konnte er sich aus den Fesseln, die ihn hemmten, losmachen, lange fehlte ihm die Sicherheit der äußeren Existenz und niemals ist sie ihm in vollem Maß zu Teil geworden; dazu kam ein früh von Krankheit angegriffener Körper: „er hatte früh das strenge Wort gelesen, dem Leben war er, war dem Tod vertraut.“ Aber wie schwer er kämpfte und litt, so hat doch keine Not seinen Willen gebeugt und wenn der Charakter sich bildet in Kampf und Streit, so trifft dies auf ihn wie kaum auf einen andern zu: er ist ein fester Mann, ein Charakter geworden, wie wenige unsrer Dichter. „Er war ein großer Mensch, sagte Goethe in wehmütiger Erinnerung im Jahr 1825: der Bau seiner Glieder, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen war stolz: ja alles übrige an ihm war stolz und großartig, aber sein Auge war sanft. Und wie sein Körper war auch sein Talent. Er griff in einen großen Gegenstand kühn hinein, er ging überall kühn zu Werk, alle acht Tage war er ein anderer und ein vollendeterer, jedesmal wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten; er war ein prächtiger Mensch und bei vollen Kräften ist er von uns gegangen.“ Es gehört dazu, daß die Jugend das Leben und die Persönlichkeit eines Dichters, für den sie sich begeistern soll, nach allen Seiten kennen lerne, nicht bloß ohne auf Aergernis zu stoßen, sondern so, daß der Eindruck der geistigen Erzeugnisse noch erhöht und gesteigert wird durch das Bild der Persönlichkeit. Schiller hat sich wenn irgend einer sein Leben hindurch in den vollen

Dienst der Idee gestellt. Was heißt das? Mit dem Begriff der Idee verbinden wir die Vorstellung des Vollkommenen, des Absoluten im Gebiet des Wahren, Schönen und Guten. Es giebt nun immer Zeiten, wo die Menschheit mehr ideal, andere, wo sie mehr real gestimmt ist, Zeiten, wo sie in Vorstellung und That zu einer über das Wirkliche, Gemeine, Alltägliche erhobenen Sphäre sich aufzuschwingen bestrebt ist, und wieder Zeiten, wo nur das Reale Geltung und Reiz hat. Schillers Zeit, die Periode unserer litterarischen Blüte, hatte eine vorherrschend ideale Richtung: man hatte damals andere Werte als jetzt, man maß alles nach ideellem, ästhetischem Maßstab, man lebte kaum in der Gegenwart und strebte zurück zum Griechentum, wo die freien Formen wohnen, Philosophie und Poesie, reine Menschlichkeit, echte Humanität erschien als das höchste Ziel. Das eigentlich Substanzielle der damaligen Anschauung, in welcher die Besten jener Zeit sich bewegten, war nicht das Reale, noch weniger das Materielle, sondern das Ideale. Heutzutage herrscht ein andersartiges Dichten und Trachten: aber jede der beiden Richtungen hat ihre guten und ihre schlimmen Seiten. Bei Schiller steht es nun nicht so, daß er über der Hingebung an die theoretische Idee die praktische Seite, die Bethätigung der sittlichen Idee im Leben, hintangesetzt hätte. Was er als ästhetische Erziehung, als Bildung durch das Schöne bezeichnet, ist nicht ein weichliches Spiel mit dem einseitig Schönen, sondern bedeutet die Vereinigung und Ausgleichung des Natürlichen und Geistigen: die rohe

Natur soll sich zur wahren Freiheit erheben und das Gesetz des Geistes soll in der Natur und über die Natur herrschen. Das sind wesentlich sittliche Forderungen, die Kunst ist für Schiller eine Schule der moralischen Bildung. Der jugendliche Schiller hat auch Stunden gehabt, wo er glaubte, für das höchste Streben gebe es auf dieser Erde keinen Raum:

„Ach umsonst auf allen Länderkarten
Spähst du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menschheit ew'ge Jugend blüht;"

Stunden der Resignation, wo er ruft: Auch ich war in Arkadien geboren, doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur: aber er ist nicht darin untergegangen, nicht ein thatenloser Weltschmerz, nicht ein weltflüchtiger Pessimismus ist daraus erwachsen, sondern die unermüdliche Thätigkeit, die unbesiegliche Stärke des Charakters. Und wenn er auch der Natur der Sache nach das Vollkommene stets als ein Jenseitiges in unendlicher Ferne schaut, so jagt er ihm doch mit allen Kräften nach, ob er es ergreifen möchte, nachdem er von ihm ergriffen ist. Diese Anschauung zieht sich durch seine ganze Dichtung hindurch: es ist zunächst die Sehnsucht, die Wehmut, daß

„Kein Steg will dahin führen,
Ach der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das dort ist niemals hier."

Die jugendliche Phantasie hatte ihm alles in idealem Licht erscheinen lassen:

„Wie groß war diese Welt gestaltet,

heißt es in dem Gedicht: die Ideale,

> So lang die Knospe sie noch barg:
> Wie wenig ach! hat sich entfaltet,
> Dies Wenige wie klein und karg! —
> Doch ach schon auf des Weges Mitte
> Verloren die Begleiter sich,
> Sie wandten treulos ihre Schritte
> Und einer nach dem andern wich:
> Leichtfüßig war das Glück entflogen,
> Des Wissens Durst blieb ungestillt,
> Des Zweifels finst're Wetter zogen
> Sich um der Wahrheit Sonnenbild."

Doch was ist geblieben?

> „Der Freundschaft leise, zarte Hand" — und:
> „Beschäftigung, die nie ermattet,
> Die langsam schafft, doch nie zerstört."

Das Gedicht ist 1795 entstanden, also in der Zeit, wo durch den engen Verkehr mit Goethe ein neues Dichten und Leben für beide Dichter entstand und Schiller nach langer Beschäftigung mit der Philosophie zur Schöpfung seiner größten Werke zurückkehrte. Und das eben ist nun das Große an ihm, daß er, um ein Wort des Perikles zu gebrauchen, verstand φιλοσοφεῖν ἄνευ μαλακίας, daß mit dem Aesthetischen und Poetischen die höchste Kraft des Willens sich verband. Und wenn unser realistisches Zeitalter so vieles, was damals für groß und erstrebenswert galt, als unpraktisch verwirft, eines wird es doch jedenfalls festhalten, was Schiller gepredigt hat: die patriotische Begeisterung. Heutzutage hört man bei jeder Gelegenheit die Worte: Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an u. s. w. — vor

hundert Jahren war das nichts so gewöhnliches und selbstverständliches. Zwar ein eigentlich deutscher, nationaler Patriotismus ist auch bei Schiller nicht immer zu finden, man war eben damals kosmopolitisch gesinnt. Die Pietät für eine einzelne Nation, auch für die eigene, hatte Lessing für eine Schwachheit erklärt, die universale Humanität, in welcher der Unterschied der Nationen sich aufheben sollte, stand auf dem Programm eines Herder und Goethe. Auch Schiller teilt prinzipiell diesen Standpunkt: der Marquis Posa bewegt sich in den Wendungen der kosmopolitischen Freiheitsideen und es ist bezeichnend, daß Schiller gerade zu einer Zeit, wo Frankreich seine herrschsüchtigen Plane zu verwirklichen begann, die französische Nationalheldin verherrlichte. Aber trotz dieses der heutigen Anschauung, unsern nationalen Strebungen und Sympathien nicht entsprechenden Standpunkts, trotzdem daß Schiller auch wohl die Hoffnung auf die Größe der deutschen Nation als solcher aufzugeben versucht war, — sprach er doch das Wort aus:

„Zur Nation Euch zu bilden Ihr hofft es Deutsche vergebens,
Bildet dafür, Ihr könnts, freier zu Menschen Euch aus!“

und 1795 schreibt er: „es ist Vorrecht und Pflicht des Philosophen wie des Dichters zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinn des Worts der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein“ — trotzdem daß so Schiller der Gesinnung seiner Zeit auch seinen Tribut entrichtet hat, bleibt es doch wahr, daß „Schiller ein Nationaldichter im vollen Sinn des Worts geworden und geblieben

ist, daß sein Anteil an dem geistigen und politischen Aufschwung des deutschen Volks nicht zu ermessen ist" (G. Rümelin).

Man spricht heutzutage viel vom Kampf ums Dasein und man meint damit zunächst den Kampf um die natürliche, namentlich auch ökonomische Existenz: der Starke hat recht und behauptet sich, der Schwächere muß untergehen, weil eben nur Stärke Recht ist. Man könnte mit ebensoviel oder noch mehr Grund von einem Kampf um das geistige Dasein reden, von einem Kampf um das Ideal, um Rettung und Behauptung desselben nicht bloß für die Einzelnen, sondern für das Ganze, von einem Kampf aller derer, denen es um Idee und Ideal zu thun ist, gegen diejenigen, welchen solches gleichgiltig oder zuwider ist. Jede Zeit, jede Nation hat ihr eigentümliches Pathos und ihr praktisches Zentrum: das Griechentum das Reich des Schönen, die Kunst, die Römer Recht und Staat, Jahrhunderte lang hat das religiöse Pathos die Menschheit beherrscht, das vorige Jahrhundert war die Zeit der Aufklärung und Humanität, jetzt stehen wir unter dem Gestirne des Realismus in Wissenschaft und Staatsleben, das Zeichen der Zeit ist Erforschung der Natur, ist Sonderung und daher Bekämpfung der Nationen, ist der Kampf um die innere politische Ausbildung. Dieser stete Wechsel, mag man ihn im einzelnen Fortschritt oder Rückschritt nennen, folgt dem ewigen Gesetz der menschlichen Entwicklung. Heutzutage gilt in der Praxis vor allem das, was ist, was

reales Eigentum werden kann und daher was praktisch und nützlich ist. Man wäre versucht, die vorherrschende Richtung unserer Zeit und ihre Träger mit den Worten Goethes zu charakterisieren:

> „Was Ihr nicht tastet, steht Euch meilenfern,
> Was Ihr nicht faßt, das fehlt Euch ganz und gar,
> Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr sei nicht wahr,
> Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht,
> Was Ihr nicht münzt, das meint Ihr gelte nicht."

Ist ja doch selbst auf dem Gebiete der Kunst das Geistige, das Ideale vielfach verschwunden und verpönt, gilt doch auch da für Viele nur das, was ist, sei es auch widerlich und häßlich: auch das Häßliche und Gemeine gilt für schön, wenn es nur recht wirklich ist. Und doch lebt und wirkt die Idee fort, wenn auch in ihrer besonderen Weise. Denn wer wollte sagen, daß die großartigen Thaten unserer Zeit in Wissenschaft und Praxis ideenlos wären? Vielmehr ideenlos ist nur das materielle Streben unserer Zeit, das freilich nur der Schatten ist, der diesen Thaten mit Notwendigkeit folgt, aber dieser Schatten ist oft stark genug, das Licht zu verdunkeln. Es bleibt aber dennoch wahr, was Schiller sagt: daß jeder einzelne Mensch seiner Anlage und Bestimmung nach einen rein idealischen Menschen in sich trägt. Aber dieser idealische Mensch muß geweckt, gepflegt, gebildet werden, und dazu brauchen wir notwendig solche im Idealen lebende Vorbilder wie Schiller es war. Die Zeit unserer großen litterarischen Heroen mag in vielem

überwunden sein, wie jede Zeitrichtung von der folgenden verschlungen wird und die Zeit ist unersättlich, das Materielle geht verloren, aber das Ideale muß eine Errungenschaft für die Menschheit bleiben. Und darum sind solche Erscheinungen wie Schiller und Goethe nicht überwindbar: und wer glaubt — und es mag solche wunderliche Leute geben, — sie seien überwunden und nur der Lebende habe recht, dem mag auch heute noch das kräftige Wort Goethes ins Ohr tönen, das er im späten Alter seinen Tadlern entgegenrief: „es meint das Lumpenpack, man sei's nicht mehr", und das Wort Schillers würde hieher gehören:

„War es immer wie jetzt? ich kann das Geschlecht nicht begreifen,
Nur das Alter ist jung, ach und die Jugend ist alt."

Nicht jeder Dichter ist für die Jugend ein Vorbild: wenn es einer ist, so ist es Schiller in Leben und Dichtung: die Jugend dürfte sich begraben lassen, die ihn nicht hochhalten wollte. Und so mag auch heute und für immer bleiben, was sein großer Freund ihm nachgerufen hat:

„Wir fühlen uns von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt,
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt:
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben!"








193871
Bender

